



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1937

5 (1937)

VERGISSMEINNICHT

ILLUSTRIERTE
KATHOLISCHE
ZEITSCHRIFT

Der

MARIANHILLER MISSION



Nummer 5

Mai 1937

55. Jahrgang

Dfingsten

Die Herzen auf! Der Tröster kommt!
Jetzt wirst du reich, wo du einst arm,
Und wo es kalt, wird es nun warm,
Und übervoll, wo einst es leer.
Sankt Petrus kennt sich selbst nicht mehr
Und Gottes Engel staunend steh'n
Vor diesem wundersam' Gescheh'n.

Die Tore auf! Die Botschaft kommt!
Schon tritt der Felsenmann heraus
Und wirft die Menschenneze aus.
Nun, Sion, mach die Straßen breit!
Es strömt herein die neue Zeit.
Horch auf! Was für ein neuer Ton!
Sieh hin! Die Zungen glühen schon!

Die Welten auf! Die Kirche kommt!
Schon ist enthüllt ihr stolz' Panier.
Jetzt gilt nicht dort und gilt nicht hier,
Es gilt nicht Zaun, es gilt nicht Zoll,
Die ganze Welt wird Gottes voll
Und hat nun Richtung, Ziel und Rat.
Der Geist ist kommen! Auf zur Tat!

L. Schuel

Pfingsten!

Weihnachten und Pfingsten, zwei Geburtsfeste, die sich dem Geiste nach innerlich so nahe stehen. Zu Weihnachten kam der Sohn Gottes hernieder wie der Tau auf das Fell Gedeons, zu Pfingsten regneten die Gaben des Heiligen Geistes auf die Apostel herab. Zu Weihnachten ward Christus geboren, zu Pfingsten erblickte seine geliebte Braut, die Kirche, das Licht der Welt. Und was damals begann, das wurde zu Pfingsten vollendet. Zu Weihnachten bezeugte die Christrose, daß die kalte Erde doch noch Lebenskraft besaß, und weisagte vom zukünftigen Frühling. Jetzt schmückt die Pfingstrose unsere Gärten.

Ein wenig veraltet und als „Bauernblume“ verachtet, aber doch prangend im leuchtenden Rot, der Farbe des hochheiligen Pfingstfestes, zeigt sie sich eben jetzt in voller Pracht. Und schauen wir hinein, so erblicken wir auf ihrem Fruchtboden zwei Täubchen. Die eine Taube ist uns ein Symbol des Heiligen Geistes, die andere versinnbildet Maria, von welcher der Bräutigam im Hohen Liede singt: „Deine Augen sind wie Taubenaugen!“ (H. 1, 15), „der Jungfrauen ist keine Zahl, aber eine ist meine Taube, Makellose.“ (H. 6, 8). „Tu mir auf, meine Freundin, meine Schwestern, meine Taube, meine Makellose!“ (H. 3, 5, 2). Zum zweitenmal vermählt sich ihr der Heilige Geist, um Christus geistiger Weise in einzigartiger Vollkommenheit in ihr zu verklären, damit man an ihr sehe und erkenne, was es heißt, ihm gleichförmig sein. Durch ihr ganzes Wesen wird sie verkündigen, was die Apostel mit Worten predigen. Als „Braut des Heiligen Geistes“ steht sie ihm innig nahe. Pfingstgeist, durch die Mutterhand Mariens sende uns reiche Gnaden als schönste Pfingstgabe; laß uns der Pfingstrose gleichen, laß uns gekleidet sein in das Rot der Liebe Gottes und schenke uns Tauben-Sanftmut, Tauben-Reinheit, Tauben-Einfalt durch die sanfte Taube Maria, die Gebenedeite unter den Weibern.

Johannes Lorking (aus „Maimond als Marienmond“).

Erster C.A.U.-Kongreß in Kimberley

Nach Originalberichten von „Southern Cross“, „Am-Afrika“ und „Natal-Witness“
Von P. Albert Schweiger CMM.

Der 13. Kongreß der Katholischen Afrika-Union (C. A. U.) wurde vom 30. Dezember 1936 bis zum 6. Januar 1937 in der St. Bonifaz-Mission in Kimberley abgehalten. Ein überaus reichhaltiges Programm nahm die Kongreß-Woche in Beschlag. Eine sehr große Anzahl von Missionaren und Abgesandten von Eingeborenen aus der ganzen Union von Südafrika und weit darüber hinaus, nämlich aus dem Betschuanaland-Protectorat, Swaziland, Basutoland und Rhodesien besuchte denselben. Teilnehmer daran waren u. a. Sr. Erz. der Apostolische Delegat Erzbischof B. Gijswijt, O. P., Bischof J. Meyling, O. M. I., (von Kimberley), Bischof A. Chichester, S. J. (von Salisbury), Msgr. E. Hanisch, CMM. (von Umtata), 65 Priester-Missionare, darunter zwei Eingeborene aus den verschiedenen Apostolischen Vikariaten und Präfecturen von Südafrika,



„Komm, Schöpfer, Geist des Friedens und der Liebe,
Und kehre segnend in die Herzen ein!“

(Unterfränkisch um 1510)

Missions-Schwester von mehreren Kongregationen und 72 eingeborene Delegaten von den sämtlichen weit über die Union und darüber hinaus zerstreuten Zentralstellen der C. A. U.

Wie bereits bekannt sein dürfte, entstand die C. A. U. vor etwa 14 Jahren, als Mgr. Hanisch und P. Bernard Fuß, beide CMM., dieselbe gründeten. Antrieb dazu gab ihnen die Notwendigkeit von einer Organisation solcher Art, um die auf das höchste gespannte kommunistische Propaganda zu bekämpfen, welche unter die eingeborenen Völker von

Südafrika von außen her (hauptsächlich von Rußland) eingeführt und unterstützt wurde. Durch die Bemühungen der Gründer der C. A. U. wurden alljährlich soziale Kurse in Mariannhill (Natal) und Lourdes und Maria-Zell (Ost Griqualand) abwechselnd einberufen, welche sich verhältnismäßig in sehr kurzer Zeit zu der Errichtung und Begründung der C. A. U. in allen Teilen des südlichen Kontinentes von Afrika entwickelten.

In den letzteren Jahren dehnte man die Tätigkeit dieser sozialen Kurse mit großartigem Erfolge auch auf die größeren Städte aus. Durban und Johannesburg hatten bereits solche; auch die Regierung und die europäische Bevölkerung, besonders die katholische, soweit sie sich am Wohle der Eingeborenen beteiligt, nahmen daran das lebhafteste Interesse und gewährten ihnen großmütig auch finanzielle Unterstützung. Für die Abhaltung des 13. Kongresses war die Diamantenstadt Kimberley ausersehen.

Die Konstitution der C. A. U. hat folgende Gesichtspunkte im Auge: 1. Förderung und Sicherstellung der Grundsätze der katholischen Kirche in Südafrika; 2. Förderung der geistigen, ökonomischen, sozialen, intellektuellen, industriellen, politischen und gesundheitlichen Wohlfahrt der Bantu-Rasse von Südafrika; 3. Förderung der gegenseitigen Zusammenarbeit und Übereinstimmung zwischen der europäischen und Bantu-Rasse, um auf diese Weise für das Friedenswerk und den Fortschritt von Südafrika günstige Richtlinien zu legen.

Das Bestreben der C. A. U. war es vom Anfange her, in die Bantu-Völker die Notwendigkeit eines weisen Gebrauches ihrer eigenen innewohnenden guten Fähigkeiten einzupflanzen, um unter der Leitung von geeigneten Beratern sich selbst helfen und ihre Stellung verbessern zu können. Das Motto, das man sich aneignete und an dem man bisher entschieden festhielt, war: „Bessere Herzen, bessere Häuser, bessere Felder“. Es wurde den Mitgliedern, die bereits viele Tausende zählen, Gelegenheit geboten, in verbesserten und mehr modernen Methoden betreffs Ackerbau und Viehzucht ausgiebige Unterweisungen zu erhalten und dieselben praktisch auszuführen. Die Anwendung der Sparsamkeit wurde ihnen durch die Einführung von Sparkassenvereinen in den verschiedenen Zentralen beigebracht. Endlich machte man einen Versuch, dem Strome der Eingeborenen vom Lande in die größeren Städte zu dämmen und sie zu ermutigen, daß sie kleinere Grundbesitzer würden. Für diesen Zweck wurden von der Hauptzentrale Mariannhill einige größere Farmen aufgekauft und für die Eingeborenen zu kleineren Parzellen aufgeteilt. Dieses erwies sich bis jetzt, besonders in jüngerer Zeit als äußerst erfolgreich.

Man unterrichtete die Mitglieder, auf welche Weise sie ihre Versammlungen gemäß eines regelrechten Vorgehens abhalten sollen. Ebenso, wie sie die ihnen zu Gebote stehende Freizeit gut verwenden können, indem man sie zu der Teilnahme an gesundem Sport und der Entfaltung von nutzbringenden Liebhabereien anleitete.

Die geistigen und religiösen Wirkungskreise der C. A. U. stehen von jeher an der Spitze; die Mitglieder räumen diesen mit Stolz den Vordergrund ein. Auch die den Unterricht und die Erziehung betreffenden Angelegenheiten stehen allzeit im größten Ansehen. In der Frauenabteilung legt man ein besonderes Gewicht auf einen gründlichen Unterricht über die standesgemäßen Sorgen für die Wohlfahrt des Kindes und heimatklichen Kreises. Auch werden nutzbringende Nebenbeschäftigungen, wie Hühner- und Bienenzucht, nicht aus den Augen gelassen. Der Unterricht von Kunst



Der erste Neupriester des Eingeborenen-Seminars mit dem Bischof von Mariannhill, dem apostolischen Präfekten von Umtata und Abt Gerard und vielen Missionaren
 Photo: Mariannhiller Mission

und Gewerbe wird betreffs der Bantu-Völker als ein wichtiges Hauptfach erachtet; auch das Erlernen der Musik und die Wertschätzung derselben wird ihnen beigebracht.

Die Kongresse, welche alljährlich abwechselnd an verschiedenen Zentralstellen abgehalten werden, sind für die C. A. U. von weittragender Wichtigkeit, und werden jedesmal von einer großen Anzahl der Mitglieder — nicht bloß von den eigentlichen Delegaten — aus allen Landesteilen besucht. Auch die Regierung, sowie die staatlichen Unterrichtsbehörden zeigen dafür ein reges Interesse. Die C. A. U. wird in einer jeden einzelnen Zentrale von einer Hauptzentrale aus geleitet, welche letztere in Mariannhill ihren Sitz hat.

Bei der offiziellen Eröffnung des 13. Kongresses der C. A. U. in Kimberley, in der Abatho-Bantu-Halle der St. Bonifaz-Mission, führte Bischof Meyhing, O. M. I., den stellvertretenden Oberbürgermeister M. G. Doherty ein und hieß die ungewöhnlich zahlreichen Teilnehmer am Kongresse herzlichst willkommen, von denen viele hunderte von Meilen weit herkamen, und einige fast tausend Meilen. Ganz besonders bewillkommte er Bischof Chichester, S. J., von Salisbury und Msgr. Hanisch, CMM., von Umtata, welche letzterer der geistliche Berater von der Zentralstelle der C. A. U. sei.

Mr. Doherty, der in Begleitung von Mr. Beet, dem Stadtsekretär, auf der Bühne erschien, hieß alle Versammelten im Namen der Einwohner von Kimberley willkommen. Er pries das Werk der C. A. U. und nahm besonders Bezug auf das hauptsächlichste Ziel der südafrikanischen Union, das in der Konstitution niedergelegt ist. Er erklärte, daß das eingeborene Volk von Südafrika einen nicht zu unterschätzenden Teil des Hauptbestandes für Südafrika ausmache, dem durch die Arbeit der Eingeborenen in den Gold- und Diamantenfeldern der gegenwärtige Wohlstand des ganzen Landes zuzumessen sei. Auch legte er dem Kongresse einige



Mariannhiller Missionshaus St. Josef, Altendorf, Utri
 Photo: Missionshaus St. Josef, Altendorf

praktische Vorschläge vor, welche er im Verlaufe der Verhandlungen beherzigen möge.

P. Daub, O. M. I., welcher als Zeremonienmeister aufgestellt war, führte sodann Msgr. Hanisch ein. Letzterer gab einen übersichtlichen Entwurf vom Werke der C. A. U. und erklärte, daß sie nicht auf der Schule von Lenin und Trotzki fuße, sondern sie sei begründet auf den Richtlinien der sozialen Reform, welche in den päpstlichen Enzykliken „Rerum Novarum“ und „Quadragesimo Anno“ von Papst Leo XIII. und Papst Pius XI. niedergelegt sind. Er wies darauf hin, daß diesbezüglich bereits Bedeutendes geleistet wurde und daß noch viel mehr zu tun übrig bleibe, weshalb es ihm nur sehr lieb sein könne, falls eine aufbauende Kritik vorgelegt werde.

Mr. Z. Keswa, der langjährige Präsident der Hauptzentralstelle (wohnhaft auf der Lourdes-Mission) stellte fest, daß die Bantu-Völker darauf vorbereitet sein müssen, Opfer zu bringen und für ihren sozialen Fortschritt den höchsten Preis zu bezahlen. Er sprach über eine dreifache Art von Pflichten, nämlich solche Gott, sich selbst und den Mitmenschen gegenüber.

Bischof Chichester, S. J., sprach in einem mehr humorvollen Tone und gab allen Anwesenden den Rat, es ihm nachmachen zu wollen, indem sie so viel als möglich während des Verlaufes der Verhandlungen lernen und hernach die durch die Vorträge erworbenen Kenntnisse praktisch verwirklichen sollen.

Das Programm nahm täglich mit der Feier der hl. Messe und darauffolgendem geistlichen Vortrage seinen Anfang. Die behandelten Gegenstände für letztere waren: „Über den Wert der Zeit; Entschlüsse für den gut katholischen Afrikaner zu Anfang des Neuen Jahres; praktische Lehren, welche für Katholiken und Nicht-Katholiken aus den kommunistischen Grausamkeiten in Spanien gezogen werden können; Haupt-

urfachen der gegenwärtigen Unordnung in der Welt; Kritik, eine allgemeine Schwäche unter den Afrikanern; nicht verderbliche, sondern aufbauende Kritik wird gewünscht; Sursum corda — in allen möglichen Lebenslagen“.

Am Sonntag zelebrierte der Apostolische Delegat ein Pontificalamt im Freien, wobei ihm zwei eingeborene Priester — P. E. Mabathoana als Subdiakon und P. Mohasi als Ehren diakon — assistierten. Obwohl die Sonne an diesem Tage echt afrikanisch herniederbrannte, so waren dennoch die Eingeborenen aus der Lokation sehr zahlreich erschienen; auch Europäer befanden sich darunter, wie der oben erwähnte Mr. Doherty nebst seiner Gemahlin und anderen.

Im Verlaufe des ganzen Kongresses gab P. Bernard Huß tagtäglich eine Reihe von Vorträgen über die Bedeutung der zusammenarbeitenden Bewegung der C. A. U. P. Huß wurde bekanntlich bei zahlreichen Gelegenheiten von der hiesigen Regierung eingeladen, über dieses Thema vor den verschiedenen Bantu-Stämmen und deren Häuptlingen im Transkei Vorträge zu halten; ebenso tat er dasselbe im Basutoland, unter den Swazi, Betschuana und in Rhodesien. Selbst in Ost-Afrika, in Uganda, Kenya und Tanganjika, und selbst in Indien wollte man ihn dafür haben.

Eine andere zusammenhängende Reihe von Vorträgen über mannigfaltige, die Gesundheit betreffende Gegenstände wurde von Dr. A. Ruben, M. D. gehalten.

B. J. Malinga sprach über den Wert der katholischen Erziehung; Mr. McDonald, der Oberaufseher der eingeborenen Lokationen, über die Bantu in den Städtebezirken, welchem Vortrage eine lebhaft und überaus aufklärende Erörterung folgte. P. W. Kieß, CMM., der Herausgeber der Eingeborenenzeitung „Am-Afrika“, der soeben von seiner Romreise zurückgekehrt war, bei der er die katholische Presse-Ausstellung im Vatikan besichtigte, sprach über den Wert der katholischen Presse; dieses hatte zur Folge, daß sich sofort ein Komitee bildete, um über Mittel und Wege zu beraten, auf welche Weise man die kath. Bantu-Presse befördern könne.



Schw. M. Herbertis und Schw. M. Ermenhilde, die Erstlinge des Klosters Wernberg, Kärnten, traten ihre Afrikareise an

Photo: Bollig, Wernberg

An jedem Nachmittag waren einige getrennte Sondersitzungen für die männliche und weibliche Abteilung der C. A. U. Auch der katholische Lehrerverein (C. T. U.) hatte seine geschlossenen Versammlungen. Bei den Männern wurde über nachfolgende Gegenstände verhandelt: „Der katholische Mann in seinem Heim; der katholische Mann im öffentlichen Leben; der sittliche Wert des Ackerbaues; geschichtlicher Überblick über die katholische Aktion“. In der Frauenabteilung: „Die katholische Frau in ihrem Heim; die katholische Frau im öffentlichen Leben; der sittliche Wert und Segen der Arbeit.“ Miß. M. Robertson, die Matrone vom Kimberley-Hospital, gab noch eine besondere Vorlesung für die Mütter.

Die Verlesung der jährlichen Berichte von den einzelnen Hauptzentralstellen der C. A. U., sowie manche Verbesserungen in Bezug auf die Konstitutionen, auf die Wahl der Beamten an den Zentralstellen u. dgl. Die Behandlung der geschäftlichen Angelegenheiten nahmen einen weiteren Teil der Zeit in den Versammlungen in Anspruch.

Auch an Abendunterhaltungen in der Batho-Bantu-Halle gab es eine reichliche Abwechslung; die katholischen Jugendvereine beiderlei Geschlechtes von der St. Bonifaz-Mission und der von Beaconsfield sorgten für ein reichhaltiges herrliches Programm. Zweimal wurden auch lebende Bilder vorgeführt und einmal belehrende Lichtbilder aus dem Leben der Betschuana-Stämme.

Ein angenehmes Zwischenspiel während des geschäftlichen Kongreß-Ganges bildete ein höchst interessanter Ausflug zu den Sehenswürdigkeiten von Kimberley, der auch einen Besuch zu den verschiedenen Methoden der Diamanten-Industrie in sich schloß. Die De Beer-Kompagnie sorgte dafür, daß sämtlichen Kongreßmitgliedern alles Diesbezügliche gezeigt und erklärt wurde.

Eine Kunstausstellung der Eingeborenen war in der Batho-Bantu-Halle von der St. Bonifaz-Mission zu sehen; ebenso ein anderer Teil davon im oberen Saale des städtischen Rathauses. Miß. Billie Street brachte die ausgestellten Gegenstände in eine geschmackvolle Anordnung. Die Handarbeiten stammten hauptsächlich von den Händen der Missionskinder vom Kimberley-Bikariat, unter denen die von der St. Bonifaz-Mission und der St. Mary von Mafeking ganz besonders hervortraten. Überraschende Kundgebungen aus der Näherei, Stickerei, Häkelei, Perlenstickerei, Korbflechterei und aus erhabener Wollarbeit zeigten sich da. Einige wunder-schöne Musterarbeiten darunter fielen vor allem auf. So eine eingefaßte Teppicharbeit, welche die ganze Mission im Bilde darstellte. Die Szene war äußerst lebhaft und ganz naturgetreu in ihren Farbentönen, während die Gesamtansicht auf den Beschauer unübertreffbar wirkte. Das Ganze glich fast einem feinen Ölgemälde. Zwei große Polster erregten berechtigtes Aufsehen, besonders wegen ihres südafrikanischen Auftriffes. Eines davon bestand aus mathematischen Mustern, während das andere einen Springbock darstellte, schön ausgearbeitet in lebhaften und glühenden, reifarbenen Tönen, auf einem dunkelgrünen Hintergrund abstechend. Die Wirkung war malerisch, der anmutige Umriß des Springbockes genau und unverfälscht.

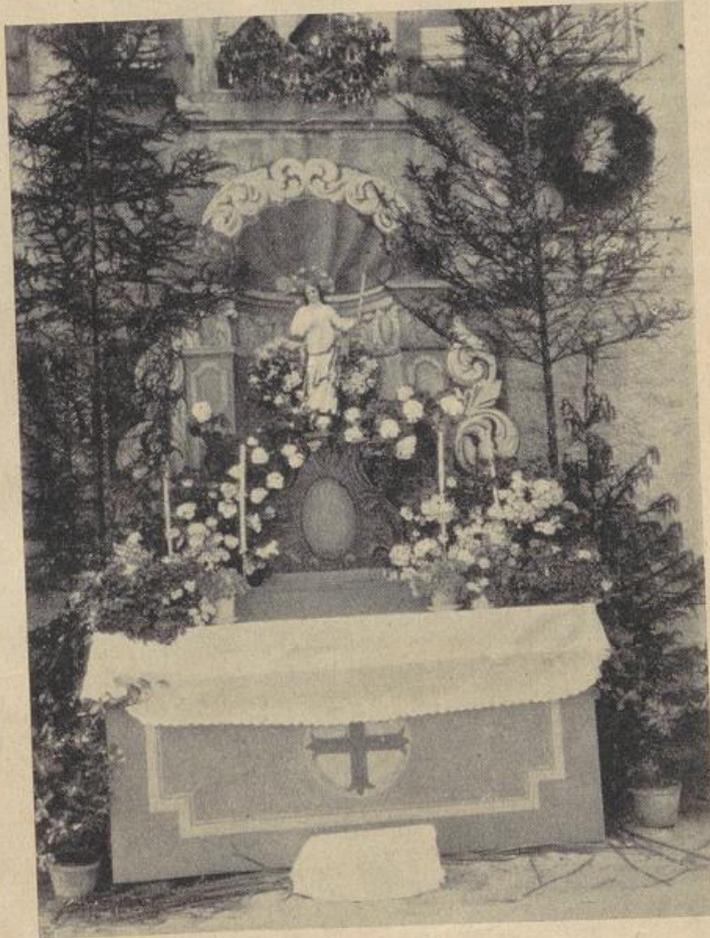
Se mehr im Herzen der katholischen Christenheit die Überzeugung von der absoluten Wahrheit der katholischen Religion Wurzel schlägt, um so stärker wird sich der katholische Missionstrieb äußern.

Was dem eucharistischen Heiland im afrikanischen Busch nicht alles passieren kann

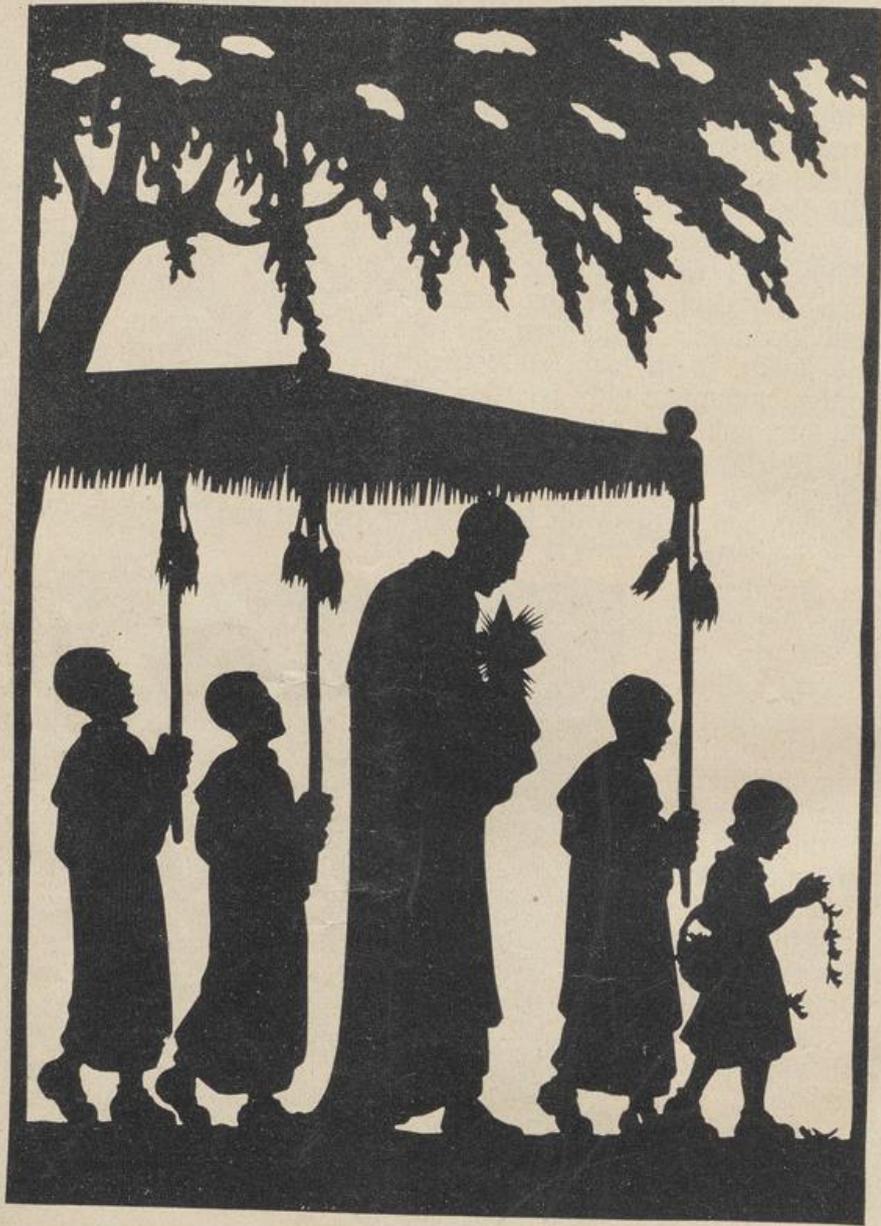
Von P. Joseph Kammerlechner CMM.

Als ich noch in der bayerischen Heimat als Seelsorger war, hat mir einmal auf einem Besuehgang ein Hund den Chorrock heruntergerissen. Nun ist das gar nicht angenehm, wenn man das Allerheiligste trägt, denn man fühlt sich so wehrlos mit dem „Verborgenen Gott“ in der Hand. Man kann sich nicht verteidigen, weil man sonst ja die Ehrfurcht vor dem Allerheiligsten verletzen würde. Wenn so etwas schon in christlichen Gegenden geschieht, wo man das Allerheiligste feierlich übertragen kann, und dann alle Gläubigen, die dem Priester begegnen, anbetend in die Knie sinken, so ist leicht zu verstehen, daß in der Mission, wo man die Krankenkommunion nicht feierlich bringen kann, schon wegen der weiten Entfernungen und noch aus viel anderen Gründen so manches vorkommt, was dem Priester schmerzlich berührt, wenn es die Ehrfurcht verletzt gegen dieses hochheilige Sakrament. Was will man hier in der Mission anderes tun, als eben den Heiland an seiner Brust bergen und irgendein Fahrzeug besteigen, um schnell zu dem Kranken zu kommen, der nach seinem Erlöser verlangt in letzter Stunde. Aber der Weg ist oft so weit und so schwierig und die afrikanische Sonne ist so unbarmherzig mit dem einsamen Wanderer, dem Missionar, der seinen „Verborgenen Gott“ trägt, ohne daß es jemand merken könnte, daß da der Heiland, der König der Welt, auf einem gewöhnlichen Fahrrad durch die afrikanische Einsamkeit gefahren wird.

So möchte man es nicht glauben, daß selbst im afrikanischen Busch auf den einsamen Fahrer mit seinem Heiland auf der Brust solche Gefahren lauern, die man nur in Städten mit ihrem Riesenverkehr



Eronleichnamsaltar auf dem Land
Photo: Br. Lothar Limbacher, Reimlingen



S. Röcher

„Kommt und lobet ohne End',
Das hochheilige Sakrament,
Welches Jesus eingesetzt
Uns zum Testament!“

vermuten möchte. Es ist mir früher schon einmal begegnet, daß ich mit meinem Motorrad im Busch mit einem einfachen Radfahrer zusammenrannte. Das ist gerade hier in der Nähe der Stadt gar nicht so ungefährlich. Da das Leben in der Stadt zu teuer ist, so wohnen viele Eingeborene, die hier in der Stadt arbeiten, außerhalb und sie legen diese Entfernung von einigen Stunden täglich mit dem Fahrrad zurück. Wenn man also am Morgen die entgegengesetzte Richtung fahren muß, d. h. von der Stadt kommt, so begegnet man ungezählten Radfahrern. Nun ist die Sache durchaus nicht so ungefährlich, denn die eigentliche Straße ist wegen des vielen Sandes mit einem Fahrrad fast nicht benützlich, so geht alles auf dem schmalen Nebenweg, der nur so breit ist, daß eine Fahrradspur Platz findet. Dazu aber haben diese Wege mehr die Gestalt einer Schlangenspur, da sie sich um jedes Bäumchen in einer Kurve herumwinden. Auf diesen Wegen aber fährt der Eingeborene in einer rasenden Geschwindigkeit, gerade als müßte er täglich den Preis gewinnen.

An einem Samstag habe ich einen Krankenruf bekommen. Da das Motorrad wieder einmal streifte, so mußte ich den 2 bis 3 Stunden weiten Weg mit dem Fahrrad machen. Es war schon etwas spät als ich mit dem Allerheiligsten auf der Brust von St. Patrick wegfuhr, so daß ich hoffen konnte, nicht mehr allzu vielen rasenden Radfahrern zu begegnen. Es ist das immer ein schönes Erlebnis für den Missionar, so durch den afrikanischen Busch zu fahren mit seinem Heiland auf der Brust, so richtig der „unbekannte Gott“ für noch so viele, ja für die meisten, die ihm auf seiner einsamen Fahrt begegnen. So fühlt sich der Missionar so recht allein mit seinem Heiland auf diesen stillen, einsamen Fahrten. Mit dem Heiland auf seiner Brust fährt man selbstverständlich kein Renntempo und so möchte man meinen, es sollte auch kein Verkehrsunfall möglich sein. Doch auf den erwähnten Schlangenpfaden ist alles möglich, da man vielfach um die scharfe Kurve nicht sehen kann, bis der entgegenkommende Fahrer schon unmittelbar vor dem eigenen Rad auftaucht. So kam es denn, daß ich auf einsamen afrikanischen Buschpfad von einem Radfahrer überrannt wurde als ich den „Verborgenen Gott“ hinausfahren mußte zu einer sterbenden, alten Frau. Ich sah das Unglück schon kommen, der Weg war so schmal, daß nur ein Rad darauf Platz hatte. Es kam eine scharfe Kurve ganz vom Busch verdeckt. Da sah ich plötzlich einen Eingeborenen per Rad entgegenkommen. Er war nach vorne gebeugt, um ein möglichst schnelles Tempo zu erzielen, dazu ging es für ihn etwas abwärts. Da der Weg auf der rechten Seite war, unmittelbar am Busch, so mußte ich nach links ausweichen, da wir hier links, nicht rechts, ausweichen. Ordnungsgemäß konnte er gar nicht ausweichen, da der dichte Busch unmittelbar am Wege kein Ausweichen zuließ. So wollte ich also vom guten Fahrweg weggehen und auf die linke Seite fahren, die aber sehr sandig war. Da sah er im letzten Moment auf und erkannte in mir den Missionar und in seiner Einfalt und Höflichkeit wollte er mir den guten Fahrweg freigeben. Richtig ausweichen konnte er nicht, so ging er also auf der falschen Seite vom Wege ab und so mußten wir natürlich zusammenrennen, da ich eben daran war richtig auszuweichen. So saß ich also am Boden auf meinem verborgenen Rad und obwohl ich kaum einmal in meinem Leben Nasenbluten hatte, so rann jetzt das Blut in Strömen aus meiner Nase. Doch dem Heiland war nichts passiert, der ruhte noch immer unverfehrt auf meiner Brust. So sagte ich auch nicht viel, denn wer wird denn da lärmern, wenn er seinen Heiland bei sich trägt. Vielleicht war es ein kleines Teufelchen,

das dem Burschen zur verfehlten Höflichkeit ermahnte, um den Christus-träger mit dem Christus niederzurennen. Ich konnte zu meiner Freude feststellen, daß das Rad nicht zu arg beschädigt war, so daß ich weiterfahren konnte. Aber das Rad und mein weißer Tropenanzug ist voll Blutspritzer geworden, einer ist sogar auf den weißen Überzug meiner Versehbursa gefallen, und so durfte ich das erste Mal in meinem Priesterleben mein Blut im Dienste des unblutigen Opferlammes im heiligsten Sakrament vergießen. Möge der liebe Heiland diese Blutstropfen angenommen haben als ebensoviele Röslein der Opferliebe seines Missionars. Doch die Erinnerung an diesen Versehgang war noch viele Wochen eine sehr lebhaft, denn noch viele Wochen hernach hatte ich bei längerem Sitzen immer das Gefühl, als ob mein Kreuz ein Ladestock wäre. Also so etwas kann einem im einsamen Busch inmitten Afrikas passieren. Das alles aber vergißt der Missionar, wenn er nur Seelen retten kann, und diese Frau, obwohl sie schon lange Zeit nicht mehr Gelegenheit hatte die hl. Sakramente zu empfangen, ist so ruhig und friedlich hinübergegangen, wie mir ihre Verwandten hernach sagten, und auch auf ihrem Todesantlitz hat sich dieser Friede gespiegelt. So hat das kleine Teufelchen, das uns auf dem Hinweg niederrannte doch am Schluß das Nachsehen gehabt und das ist es, was der Missionar bei all seinen Mühen und Sorgen hoffen kann, daß er, sein Meister, der Heiland im Sakrament, doch zuletzt Sieger bleiben wird.

Auch im dunklen Afrika wird es, muß es Frühling werden, Frühling in den unsterblichen Seelen unserer lieben Schwarzen.

Lust und Leid eines Afrikamissionars

Tagebuchblätter von P. Majara CMM.

(Fortsetzung)

3. Der erste Ritt

Die größte Lust, aber auch das größte Leid kann für einen Missionar das Reiten werden. In der Mission heißt es auch wie in Schillers „Glocke“: „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“. In seiner Hütte auf der Missionsstation befehrt der Missionar keinen Heiden. Hier gilt es den Schäflein nachgehen oder besser gesagt, weil in der Mission die Wege zu weit sind, nachreiten. Wenn der Missionar ein gutes Pferd hat, zahm und lenksam, treu und folgend dem leisesten Wink, dann ist das Reiten ein Genuß, aber wehe, wenn es beim Gaul „menschelt“, wehe, wenn der Gaul eine hysterische Stute ist oder ein eigensinniger Bock, dann werden die langen Ritte aufregend und aufreibend, zumal, wenn der Reiter selbst schon aufgereggt und aufgrieben ist.

Als ich vor Jahren die Heimat verließ und auszog in die Mission, da quälte mich auf der langen Seereise oft der Gedanke, wie wird das mit dem Reiten werden; mein Sitzfleisch nicht ledern genug, die Knochen zu kantig, nicht fettgepolstert, die Beine wackelig und die Nerven zappelig — ein vierjähriger Militärdienst im Kriege hatte seine Spuren zurückgelassen.

Nun kamen wir jungen Missionare in Mariannahill an und schon nach einigen Tagen sagte mir der Superior des Klosters: „Mein Vater, morgen



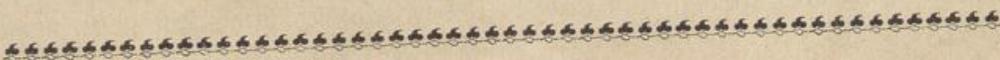
„Hochgelobt und gebenedeit sei das allerheiligste Sakrament des Altars!“
 Mariannhiller Missionsbrüder und Scholastiker bei der Fronleichnamsprozession
 (Würzburg)

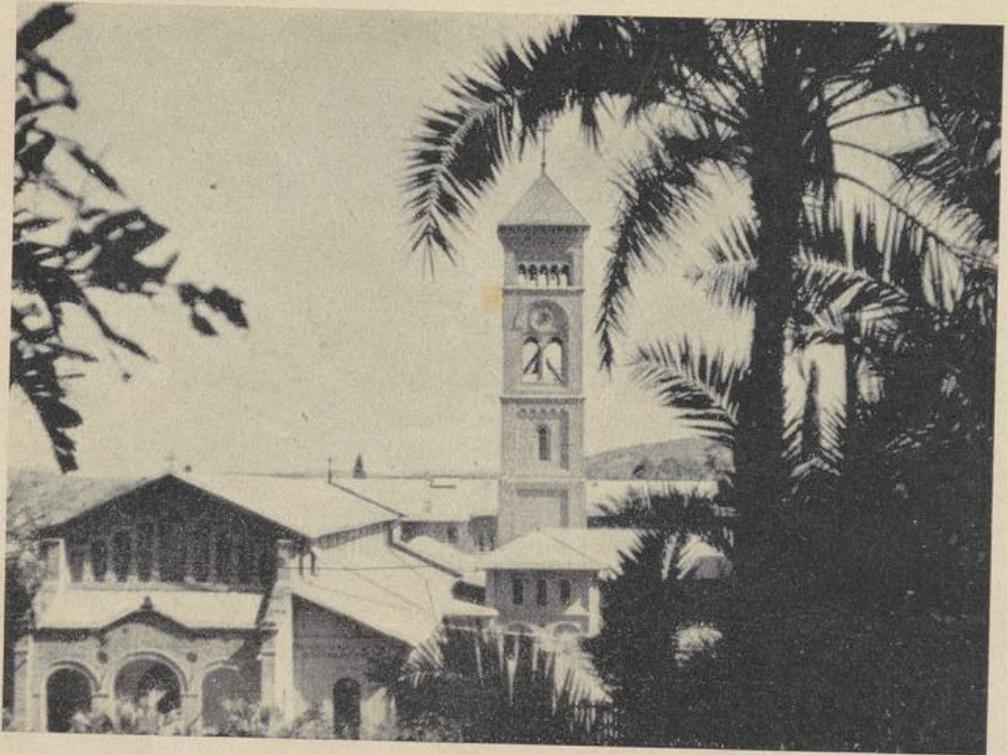
Photo: Pius-Seminar, Würzburg



Hochgelobt sei ohne End' — das hochheil'ge Sakrament!
 Mariannhiller Priesterkandidaten und Missionsbrüder bei der pfarrlichen
 Fronleichnamsprozession (Würzburg)

Photo: Pius-Seminar, Würzburg





Kloster Mariannahill, vom Park aus gesehen
Photo: Mariannahiller Mission

reiten wir aus, gehen Sie also gleich zum Br. Vestiar und lassen Sie sich eine vollständige Reitausrüstung geben."

Ich sagte gar nichts, ich schluckte nur und fühlte mich seekrank. Es war mir recht zweierlei zumute und am nächsten Tage sogar dreierlei. Mein Vater war Volksschullehrer gewesen, wir hatten keinen Gaul zu Hause gehabt, wir waren als kleine Knirpse nur mit dem Besenstiel geritten. Wir hatten überhaupt keine Haustiere gehabt, nur einmal eine Ziege und die war bald freipiert. So war ich an das Pferd gar nicht gewöhnt wie die anderen Missionare, die meist von früher Jugend an auf dem Lande mit Pferden umgegangen waren.

Ich ging also zum Vestiar: „Bruder, bitte, geben Sie mir eine vollständige Reitausrüstung.“ Der Bruder, ein brummiger, aber gutmütiger Russe, musterte mich vom Kopf bis zu den Füßen, kratzte sich hinter den Ohren und meinte: „Mein Vater, das wird schwierig sein für Ihre Größe“, und schon fing er zu kramen an in seinem großen Kleiderlager. Eine Hose um die andere wurde hervorgezogen, aber sie waren alle zu groß. — Schließlich suchte er die kleinste aus, aber auch die war noch zu groß. Lachend meinte der Bruder: „Mein Vater, die Hose wäre schon recht, aber Sie sind zu kurz.“ „Ja, leider“, seufzte ich, mit einem tiefen Atemzug und guckte verzweifelt an mir hinunter: „Niemand kann seiner Leibeshänge eine Elle zusehen, sagt die Schrift.“ Nun erhielt ich noch einen Tropenhelm, eine weiße Tasche, Ledergamaschen, eine Satteltasche und sogar eine Reitpeitsche aus Nilpferdhaut. Prüfend ließ ich die Peitsche durch die Finger gleiten und dachte: lieber reite ich immerhin noch einen europäischen Gaul, als so ein Monstrum von einem afrikanischen Nilpferd.

Voll gespannter Erwartung schleppte ich meine Beute auf meine Zelle und hielt sofort die erste Kostümprobe. Mit Todesverachtung schlüpfte ich in meine erste Reitausrüstung. O weh! Als ich vor dem Spiegel stand, mußte ich mir erst selber den Bauch halten vor lauter Lachen. Ich konnte es kaum glauben, daß die Karikatur im Spiegel wirklich mein Ich darstellen sollte. In der ledergepanzerten Hose hätten noch 2 andere Sitzfleischige Platz gefunden, und die Jacke hing so schlottrig an mir, daß ausjah wie eine echte Vogelscheuche auf dem Krautacker.

Am nächsten Tag wurde die Tragikomödie aufgeführt. In meinem Vogelscheuchenkostüm ging ich also kühn — wenigstens äußerlich — zum Pferdestall. Wer mich sah, blieb stehen, guckte mir nach und kicherte. Ich schluckte. Mit Gelächter wurde ich schon am Pferdestall empfangen. Das war ein Spießrutenlaufen. Nun wurde mir der Gaul vorgeführt; Rikscha hieß er, ein kleiner Springer, aber, wie ich bald erfuhr, ein recht hocfiges Däber. „Mein Vater“, sagte P. Superior, „dieses Gäulchen ist für Sie; wenn Sie herunterfallen, fallen Sie nicht tief.“ „Ja, wenn ich drunten liege, was soll ich tun?“ fragte ich beklommen. „Wieder aufsteigen!“ erwiderte er lachend. „Feine Ausichten!“ dachte ich. Nun ging es in den Sattel. Zum erstenmal stieg ich in einen Steigbügel. Als ich mit einem Fuß im Steigbügel zu hüpfen begann, guckte der Gaul um und betrachtete mich verwundert, er hatte wohl noch nie einen so dummen Reiter getragen und merkte wohl auch, daß es für mich das erstemal war, weil ich so viele Anläufe nehmen mußte. Endlich war ich glücklich oben, ich fühlte mich sehr gehoben, setzte eine Feldherrnmiene auf, obwohl mir innerlich gar nicht so zumute war, hielt die Reitpeitsche in der Faust wie ein Königszepter, zog die Zügel an und — fort ging es, hinunter zur Straße und durch den berühmten Torbogen hinaus. Rechts von mir ritt P. Superior, links Bruder Trophimus.

Erst ritten wir vorsichtig und langsam, dann allmählich schneller. Aber sobald meine Rikscha zu hüpfen begann, fing ich zu schreien an: „Halt, halt, ich habe den Steigbügel verloren!“ „Suchen Sie ihn wieder“, rief der Superior lachend zurück. Mir war etwas wohler zumute, als wir aus Mariannahill herauskamen und keine spähenden Augen mehr folgten. Plötzlich bogen wir von der Straße ab und ritten in eine Wildnis hinein. Wir folgten den schmalen Fußpfaden, die durch das hohe Gras liefen. Wilde Palmen und Bananenstauden, stachelige Kakteen und verkümmerte, verkrüppelte Bäume belebten die Landschaft. Manchmal versperrte uns ein Steinblock den Weg. P. Superior bemerkte: „Das ist das Gebiet der Riesenschlangen!“ Mir lief es kalt über den Rücken. Forschend spähte ich nach rechts und nach links, ob nicht schon ein solches Ungeheuer auftauche. Ich fühlte keine Lust, kaum angekommen, schon das Gabelfrühstück einer Pythonschlange zu werden. Wir ritten weiter, aber es zeigte sich nichts, nur hie und da flog ein Vogel aufgeschreckt aus dem Gesträuch und die afrikanische Sonne sandte ihre glühenden Pfeile auf unsere Tropenhelme.

Wir kamen zur Mühle. Wir wollten hier vorbeireiten, meine zwei Begleiter waren immer voraus. Als mein Gaul die Mühle sah, wollte er unbedingt vom Wege abbiegen und in die Mühle hinein; offenbar witterte er den Mais, der dort gemahlen wurde. Ich mochte ziehen am Zügel, wie ich wollte, der eigensinnige Tropf begann zu bocken und ich begann zu schwitzen. Die Situation wurde kritisch. P. Superior kam zu Hilfe. „Halten Sie sich fest im Sattel“, rief er mir zu, „ich schlage hinten

auf den Gaul und Sie vorne." Mir wurde jetzt nicht nur zweierlei, sondern fünferlei. Ich erweckte kurz Reue und Leid und dann ging das Trommelfeuer los. Krampfhaft hielt ich mich im Sattel fest und biß die Zähne aufeinander, während ich mit schreckhaft großen Augen die tollen Sprünge des Gauls verfolgte. Gott sei Dank; mein Riffscha dachte: Der Gescheitere gibt nach und folgte den beiden anderen Pferden. Ich hatte also doch gesiegt und nun war mir gottlob wieder etwas wohler geworden.

So war der erste Ritt verlaufen, ganz nach dem Sprichwort: „Aller Anfang ist schwer.“ Aber die Sache endete doch glücklicher für mich.

Als mir 4 Monate später der Gaul auf einem Ritt durchgegangen war, merkte ich, daß das Galoppreiten viel angenehmer ist, weil man dabei nicht „gehüpft“ wird, sondern Roß und Reiter wie ein Stück dahinfliegen und so wurde ich allmählich immer frecher zu Pferd, bis ich schließlich von den Eingeborenen den Namen bekam: Majara, das heißt frei übersetzt: der Galoppvater.

(Fortsetzung folgt).

Zahlenbilder der Apostolischen Präfekturen Umtata und Bulawayo

Apost. Präfektur Umtata (Stand 1935)		Ausländer Katholiken	1250
Priester	20	Mischlinge Katholiken	450
Brüder	16	Katechumenen männliche	382
Schwester	108	Katechumenen weibliche	1189
Katechisten	18	Heiden	342 271
Lehrer	66	Pfarreien	6
Elementarschulen	30	Hauptstationen	6
mit 708 Knaben		Nebenstationen	24
mit 843 Mädchen		Kirchen (größere für 400 Personen)	4
Lehrer(innen)-Seminar	1	Kirchen (kleinere unter 400 Personen)	31
mit 82 Knaben		Krankenhaus (mit 14 Betten)	1
mit 66 Mädchen		Apotheken	3
Höhere Schulen	1	Konsultationen	15 396
mit 6 Knaben		Waisenhaus	1
mit 5 Mädchen		mit 22 Knaben	
Krankenhaus	1	mit 20 Mädchen	
Missionsarzt	1	Kindergarten (mit 26 europ. Kindern)	1
Druckerei	1	Elementarschulen	29
Osterkommunionen	3542	mit 1082 Knaben	
Andachtskommunionen	129 138	mit 932 Mädchen	
Katechumenen	849	Mittelschulen	29
Kirchen (größere für 400 Personen)	8	mit 259 Knaben	
Kirchen (kleinere unter 400 Personen)	22	mit 267 Mädchen	
Taufen	791	Höhere Schulen	3
Katholiken	6500	mit 66 Knaben	
		mit 105 Mädchen	
Apost. Präf. Bulawayo (Stand 1936)		Religionsschule	1
Priester	13	mit 13 Knaben	
Brüder	7	mit 8 Mädchen	
Schwester	73	Taufen in Articulo mortis	89
Katechisten	2	Osterkommunionen	2014
Lehrpersonen	65	Andachtskommunionen	89 491
Eingeborene Katholiken	3458	Ehen unter kathol. Eingeborenen	35
		Mischehen	20

Zeige uns dein Reich!

41.

Vor 120 und mehr Jahren hatten Katharina Emerick und andere heilige Seelen Blicke in unsere Zeit. Sie sahen den Tempel der Kirche Gottes von allen Seiten belagert, bedroht und angegriffen. Unabsehbare Feindes-
scharen hatten sich verschworen, das sichtbare Wunderwerk des Drei-Einen auf Erden zu zerstören und Sein Heiligtum dem Boden gleichzumachen.

Da erschien in höchster Not eine lichtstrahlende Frau über der Peters-
kirche. Vor ihrem Anblicke flohen die Widersacher in ohnmächtiger Wut. Ein Bote vom Himmel entrollte das Banner der Königin und alle
Gutgesinnten ergriff eine mächtige innere Ahnung und starke Rührung vor der Nähe des Reiches Gottes. . . .

Wir kennen die gottgesandte Ketterin aus der Höhe, die hehre Schütze-
rin der Kirche, die Sachwalterin des Wohles der Menschheit. Maria, die
Königin über das Gesamtreich in der Zeit und Ewigkeit! Wenn die Not
am größten ist, wird Sie nach göttlicher Anordnung uns am nächsten
sein. Schon wirkt sie an tausend Orten in der Welt zum Besten ihrer
Kinder und aller, die sie vertrauensvoll anrufen. Sekteres zählt allerdings
zu den Bedingungen baldiger Hilfe, auch Rettung aus den Abgründen
der gegenwärtigen Gesamtlage.

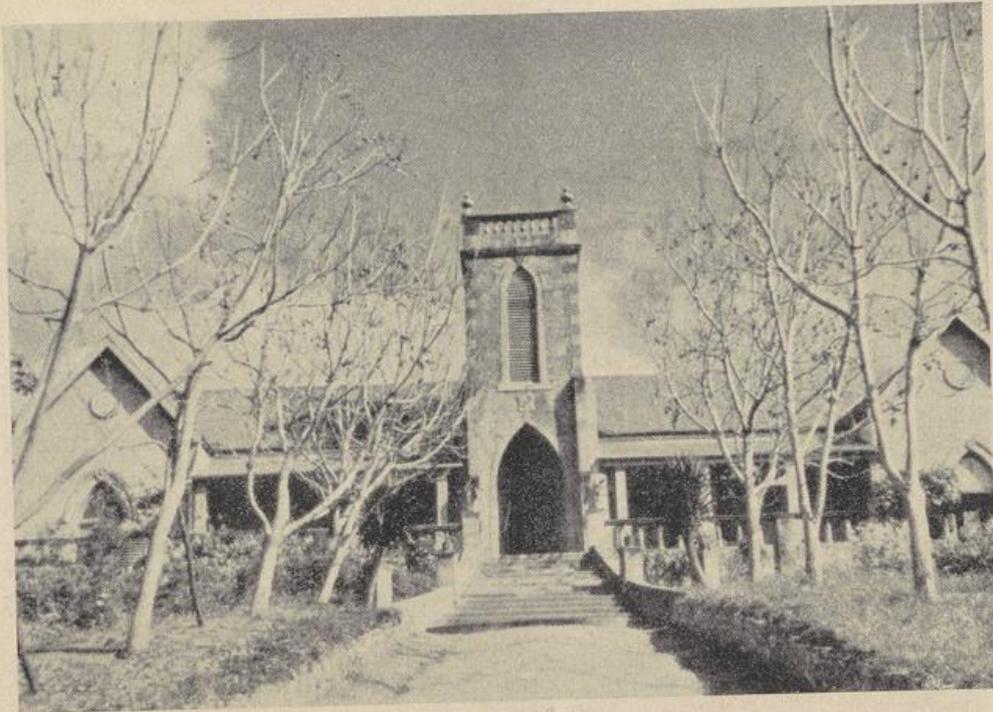
Darum auf, zum Vertrauen auf jene, die der Allerhöchste zur end-
gültigen Siegerin über alle seine Feinde gesetzt hat! Wenden wir uns
einstimmig und eines Herzens an Maria und rufen wir sie besonders in
diesen 31 Tagen ihres Ehrenmonates mit großer Zudersicht an: „M a r i a,
Jungfrau, Mutter und Königin! Wache über uns und beschütze Dein
Eigentum! Durch Dich komme die ersehnte Hilfe in äußerster Not! Mutter
der Menschheit! Auspenderin aller Gnaden des Himmels! Wende uns
Dein Herz voll der Liebe, Güte und Hilfsbereitschaft zu. Wir sind in
großen Bedrängnissen des Leibes und der Seele. Von Feinden des
Glaubens und Gefahren des Heiles von allen Seiten umringt, mit dem
Fluche des Völkerunfriedens beladen und von der Hölle der Gottlosigkeit
bedroht. . . . Zu Dir rufen wir aus tiefster Seele und vollem Vertrauen:
Zeige, daß Du Mutter bist, wenn die Not am größten ist! Hilf uns! Rette
uns o M a r i a !

45 Jahre Missionar in Südafrika

Von P. Adefons Wohlgenandt CMM.

Wunderbar sind die Wege Gottes! Als 18 jähriger junger Student aus Feldkirch in Vorarlberg hatte ich „Josef Wohlgenandt“, jetzt P. Adefons, am 20. November 1891 das schöne Klans in Vorarlberg verlassen, um es mit Südafrika zu vertauschen. Der Ehrw. Vater, P. Franz Pfanner, Abt und Gründer von Mariannahill, auch ein Landsmann von mir, war mein Führer und Begleiter ins gelobte Land Südafrika, wo ich mit noch 40 anderen Postulanten am 28. Dezember 1891 im Kloster Mariannahill in Natal anlangte. Groß waren die Entbehrungen, viele der Enttäuschungen, unzählig die Gefahren, zahlreich die Krankheiten, ohne Zahl die Heimsuchungen Gottes, denen ich begegnete während dieser vielen Jahren beschwerlichen Missionslebens. In dieser kritischen Lage irdischen Elendes und Kummers erinnerte ich mich öfters an das Wort des hl. Apostels Paulus, der da sagte: „Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“, — ferner: „Mit der Gnade Gottes kann ich alles“. Und in der Tat es ging, wenn auch hart und unter ungeheuren und unbeschreiblichen Opfern jeglicher Art. Oft, wenn ich allein war, dachte ich mir: Wenn dieser oder jener alte Vater oder Bruder es aushalten kann, dann kannst du es auch. Darum harre aus, Josef, verzag nicht, dem Tapferen gehört die Welt; leide bis zum Ende, denn „das Himmelreich leidet Gewalt“. Wirklich es ging, ich harrete aus als Missionar volle 45 Jahre lang — ohne je meine Heimat Vorarlberg wieder gesehen zu haben während all dieser vielen Jahre tropischer Hitze und Beschwerden in der Mission, die meine Gesundheit zu untergraben drohten.

Endlich nach Verlauf dieser langen Jahre bekam ich von den Oberrn Urlaub auf sechs Monate um meine Heimat Klans in Vorarlberg einmal wieder aufzusuchen. Es sollte zugleich eine Erholungs-Reise sein. Am 27. April 1936 schiffte ich mich im Hafen von East-London in Südafrika ein auf dem italienischen Dampfer „Guilio Cesare“. Dieser fuhr um die Westküste Afrikas über Port Elizabeth, Capetown nach Dakar in Senegal und Gambia, durch Gibraltar nach Marseille im Mittelländischen Meere nach Genua. Am Sonntagmorgen, den 17. Mai stieg ich ans Land. Von dort ging es mit der Bahn nach Mailand, über den Brenner-Paß, Innsbruck und über den Arlberg-Paß nach Vorarlberg, wo ich am 18. Mai glücklich und gesund in meinem Vaterhause in Klans anlangte. Aber welch ein Wiedersehen! Im ersten Augenblicke hatte mich kein Mensch in meiner Heimatgemeinde wieder erkannt, nicht einmal meine eigenen drei noch lebenden Brüder. Endlich nach längerem Prüfen und Schauen erkannte ich meine jetzt ergrauten Brüder, die ich damals vor 45 Jahren als Buben verlassen hatte! Unbeschreiblich war die Freude meiner Angehörigen, Bekannten und Verwandten und der ganzen Gemeinde über den wiedergefundenen Josef. Vor lauter Freude veranstaltete die Gemeinde zu meiner Ehre ein Konzert und der Schützenverein feuerte eine Salve ab. Im Gasthof zum Adler in Klans, Vorarlberg, in meinem Vaterhause, logierte ich in demselben Zimmer, wo ich einstens vor 63 Jahren das Licht der Welt erblickt hatte. Niemals hätte ich mir geträumt, meine schöne Heimat je wieder zu sehen, allein Gott in seiner Güte hat mir diese Gunst erwiesen, wofür ich ihm von Herzen danke. In Vorarlberg besuchte ich alle meine Verwandten von nah und fern; eine davon ist bereits 80 Jahre alt;



St. Anna-Kirche der Missionsstation Umzinto (Südafrika)
 Photo: Mariannhiller Mission

die bei meinem Besuche in die Worte des greisen Simeon ausbrach: „Nunc dimittis Domine ancillam tuam in pace“, d. h.: „Nun, o Herr, laß deine Magd in Frieden scheiden, denn sie hat den „Josef“ wieder gesehen.“ Das sagte sie aus lauter Freude und Überraschung, denn sie glaubte, daß ich schon längst nicht mehr unter den Lebenden weile. Eine andere Verwandte, meine Stiefschwester, ist 78, eine andere 76 Jahre alt; beide waren außer sich vor Freude. Alle ohne Ausnahme betrachteten mich mit größtem Staunen und konnten eines nicht verstehen, daß der „Josef“ nach so vielen Jahren Missionsleben im dunklen Afrika bis heute noch nicht schwarz geworden sei, — doch da können sie noch lange warten.

Vorarlberg ist ein Wunderland, landschaftlich ein wahres Paradies. Da gibts gigantische Berge, die Gipfel mit Schnee bedeckt, unten mit Buchen- und Tannenwäldern umrahmt, in den Tälern und auf den Hängen grünes Gras und Viehweide, elektrische Staatsbahnen, herrliche Kirchen mit imposanten Türmen und Turmuhren, ein Dorf und Marktflecken neben dem anderen, in jeder Pfarrei wunderschönes Geläute, freundliche Leute und alles Katholiken, — mit einem Worte eine Schönheit unbeschreiblich! Von all diesen Wundern der Natur hat Südafrika wenig und die Eingeborenen können sich keine Vorstellung davon machen. Wer ein Naturfreund ist, kann nur staunen und Gott lobpreisen für all das Große, das er erschaffen hat für uns armselige Menschenkinder. Aber anstatt ihn zu loben und zu preisen für alles was er uns gegeben, beleidigen wir ihn. Welch eine Blindheit der heutigen Menschheit, die den Schöpfer Himmels und der Erde nicht mehr kennt, ihn am liebsten abschaffen möchte! O wie schön waren die alten Zeiten, wo das Volk noch Glauben hatte, wo alle in Frieden und Eintracht miteinander verkehr-

ten, in Geduld und Ergebenheit ihr Kreuzlein dem lieben Heiland nachzutragen im Hinblick auf eine herrliche Vergeltung im besseren Jenseits. Heutzutage ist leider alles anders geworden, zum Schaden des einzelnen sowohl als auch ganzer Nationen. Gebe Gott, daß die heutige Generation zur Einsicht gelangen möge bevor es zu spät ist. — Während meines Aufenthaltes in Europa sah ich herrliche Landschaften, die das Auge eines jeden Ausländers ergötzen müssen. Was mich aber besonders erbaute, war der Bienenfleiß des hiesigen Landvolkes. Hier gibt es keine Faulenzer, wie man sie in Afrika antrifft und ich bin fest überzeugt, ein Volk, das noch betet und arbeitet, wie es in Osterreich der Fall ist, wird und kann nicht zugrunde gehen, denn gerade durch fleißige Handarbeit und Gebet werden dem Teufel die Waffen aus der Hand genommen! — Das Vorarlberger Volk und ganz Osterreich hat neben seinem Fleiß und Glauben an Gott manch gute Eigenschaften, die man ihnen nicht abstreiten kann, und das ist seine Freundlichkeit und Gastfreundschaft gegenüber Reisenden, wie ich selber erfahren habe in Klans, meiner Heimat und auch an allen anderen Orten wie: Weiler, Röhls, Sulz, Koblach, Fraßanz, Fragern, Rankweil, Gözio, Feldkirch und Bregenz am Bodensee; aber nicht zu vergessen das europäische Mariannahill auf „Maria-Anna-Höhe“, Post Gallneukirchen in Ober-Osterreich.

Mit dankerfülltem Herzen nahm ich am 29. Juni, dem Feste der hl. Apostel Petrus und Paulus, Abschied.

Von Linz a. D. reiste ich nach Ficht bei Schwaz in ein Benediktiner-Kloster, wo ein alter Schulkamerad und Verwandter von mir als Priester residiert, den ich vor meiner Abreise nach Südafrika noch einmal besuchen



Blick auf den Indischen Ozean bei Umzinto
Photo: Mariannahiller Mission

möchte. Ich werde nur noch einige Monate Gelegenheit haben, meine schöne Heimat Boralberg zu besichtigen und mich mit meinen Landsleuten zu freuen, bis endlich auch für mich die Stunde schlagen wird, wo ich „Lebewohl mein liebes Vaterland!“ sagen muß und zwar auf „Nimmerwiedersehen.“

Zum Schlusse danke ich dem lieben Gott auf den Knien für das große Glück und die Gnade, nach 45 Jahren mein wunderschönes Vaterland, meine lieben Verwandten und Bekannten und all meine Freunde wieder gesehen zu haben, was jedenfalls das letztemal in meinem Leben gewesen sein wird. Möge Gott Boralberg, Alt und Jung und ganz Osterreich segnen und sie alle gesund erhalten, und mögen wir alle das Glück haben, einander im Himmel oben wieder zu treffen, wo keine Trennung mehr stattfinden wird. Lebet wohl, all ihr Osterreichler und Landsleute!

(A. d. R.): P. Idelfons ist bereits wieder in seinem afrikanischen Missionsgebiet eingetroffen. Wir wünschen dem wackeren Boralberger Pionier des Glaubens und christlicher Kultur noch viele Jahre rüstigen Schaffens im Weinberge des Herrn und grüßen ihn herzlichst.

Aus einem Missionarsleben

P. Apollinaris Schwamberger C.M.M. †

(Fortsetzung)

Im Osten aber bietet sich unserem Anblicke in unmittelbarer Nähe das Gebiet von St. Leonard dar mit seinen Gebäulichkeiten, mit seinen Urwäldern des Boboy und Mnyembe, mit seinen Anlagen und mit einem ganzen Kranz von katholischen Schulen, die zur Lourdes-Mission gehören und von dortaus betreut werden; und so geht es hinan bis nach Emmaus und dem Kleinen Ibsi. Aber auch die Berggruppen, die bereits über dem Umzimkulu in Natal liegen, grüßen herüber bis hinunter zu unserem eingeborenen Priesterseminar bei Mariatal und zum Großen Ibsi bei Mahobe und Harding.

Das ist ungefähr das riesige Gebiet, abgesehen von Ratschib im Norden von Natal, und von Mariamhill selbst, wo P. Apollinaris seine gesegnete Missionsarbeit ausübte. Heute stehen gegen 20 Missionskapellen und Schulen in Natal und Ost-Griqualand als Beweis und Andenken seiner unermüdlichen Fürsorge und seines Seeleneifers. Tausende von Eingeborenen verdanken ihm Unterricht, Zivilisation und Christentum, leiblichen und geistigen Beistand in der Krankheit, erbaulichen Tod, christliches Begräbnis und Hilfe über das Grab hinaus.

4. Mahobe, eine Gründung von P. Apollinaris

Als ich im Jahre 1913 von Keilands nach Lourdes versetzt wurde, hatte ich außer Emmaus und St. Faver die am weitesten entfernte Außenstation St. Anton am Großen Ibsi in der Mlenjane-Lokation zu betreuen. Es war dies damals die jüngste Filiale von Lourdes, und zwar war sie ein Kind von P. Apollinaris. Ich ließ mir dort des öfteren von den daran unmittelbar Beteiligten aus der Maduna-Familie den geradezu wunderbaren Ursprung dieser Filiale erzählen. Von verschiedenen unserer Hochw.

Patres Missionare und einigen Schwestern vom kostbaren Blut, welche letztere sich in Emmaus befanden, wurden mir diese Mitteilungen von Seite der Maduna-Leute als Tatsachen bestätigt. Auch nahm ich von einem von einer Schwester ausführlich niedergeschriebenen diesbezüglichen Bericht Einsicht. Tatsächlich schrieb ich selbst vor Jahren einen längeren Bericht hierüber, der mir leider abhanden gekommen ist. Immerhin erinnere ich mich noch ganz klar und deutlich an sämtliche Einzelheiten.

Ein etwa 13 jähriges Mädchen aus dem Kraale der Maduna in der Mlenjane-Station am Großen Bissi war sterbenskrank. Das Kind, das noch nicht getauft war, hatte zu wiederholten Malen eine Vision. Es sah einen großen, weißen Mann mit langem roten Barte in einem weißen Habit und, wie sich das Kind ausdrückte, mit einer hinten und vorne bis über die Knie herabhängenden schwarzen Schürze (Stapulier mit Kapuze), einen ledernen Gürtel darüber und mit Sandalen um die bloßen Füße. Dieser Mann sagte dem Kinde, es müsse sich taufen lassen, damit es nach dem Tode in den Himmel komme. Es sah aber auch zugleich ein weißes „Fräulein in roter Kleidung, weißem Schleier, schwarzer Schürze“, ähnlich der des „Mannes Gottes“, wie es ersteren nannte, und ebenfalls mit einem Gürtel und mit Sandalen an den bloßen Füßen.

Nun drängte das schwerkranke Kind seine Eltern und älteren Brüder, daß sie doch den „Mann Gottes“ zu ihr bringen möchten, um ihr zu helfen. Diese jedoch, die nur zu bereit waren, für das liebe Kind alles zu tun, waren ganz ratlos. Sie wußten absolut gar nichts von dem Dasein weder eines solchen „Mannes Gottes“, noch eines solchen „Fräuleins“ in der ganzen weiten Umgebung. Sie hatten nämlich noch niemals eine Gelegenheit, weder einen Trappisten noch eine Schwester gesehen zu haben. Emmaus und Lourdes waren weit von dem Maduna-Kraale entfernt. — Endlich entschlossen sie sich, den nächsten wesleyanischen Minister zu rufen, um das Kind taufen zu lassen. Jedoch das Mädchen sagte ganz entschieden, als er kam: „Nein, den will ich nicht; der kann mir nicht helfen; ich will den ‚wahren Mann Gottes‘, daß er mich taufe.“ — So mußte der Reverend wieder abziehen.

Man rief nun einen anglikanischen Minister. Doch auch diesen wollte das Kind nicht haben. Es sagte: „Der wäre schon besser, aber er ist auch nicht der wahre Mann Gottes.“ Man redete dem Mädchen zu und suchte es davon zu überzeugen, daß es keinen solchen „wahren Mann Gottes“ gebe, wie es ihn wünsche. Da der Tod nahe bevorstand, gab es endlich seine Einwilligung dazu, daß es von dem Anglikaner getauft wurde. Es fühlte sich hernach ganz ruhig und glücklich; es äußerte den sehnlichsten Wunsch, ein weißes Kleid und einen Schleier zu bekommen, um so sterben zu dürfen. Dieses bewilligte man ihm sehr gerne, und so starb dann das Kind, immer noch von dem „wahren Manne Gottes“ und der „wahren Dienerin Gottes“ phantasierend, in größter Freude und in himmlischem Frieden.

Bald darauf hatte der älteste Bruder von diesem Kinde, der spätere Wendelin Maduna, ähnliche Visionen. Er sah auch den „wahren Mann Gottes“ und die „wahre Dienerin Gottes“, gerade so wie das Kind vorher. Er fühlte sich ganz unglücklich und betrübt, daß er sie nicht finden konnte. Er fing an, ruhelos zu werden; er konnte es zu Hause nicht mehr aushalten. So machte er sich denn entschlossen auf die Suche nach ihnen. Nach mehrtägigem Herumsuchen in der ganzen Umgebung kam er eines Tages



Hochw. P. Apollinaris auf der neugegründeten Außenschule Mahehle
 Photo: Mariannhiller Mission

nach unserer Missions-Station Emmaus in der Nähe von Lourdes. Zu seinem größten Erstaunen erblickte er dort, nach dem er schon lange sehnlichst verlangte, nämlich Abt Franz Pfanner, den Gründer von Mariannhill und Schwestern vom kostbaren Blut. Das war ja tatsächlich der „wahre Mann Gottes“, und das waren die „wahren Dienerinnen Gottes, die sowohl das Kind als auch Wendelin selbst fortwährend in ihren Visionen zu sehen bekamen. —

Schwester Angela, das damalige Factotum vom Hriv. Vater Abt Franz und die Oberin von Emmaus, erzählte mir hierüber folgendes:

„Eines Tages am späten Nachmittag erblickte ich einen schwarzen Mann, niedergekauert am Gartenzaun. Er machte den Eindruck auf mich, als ob er recht traurig und zugleich überaus aufgereggt sei. Er war müde und hungrig. Ich ließ ihn hereinkommen und gab ihm zu essen. Er bat dann dringendst, man möge ihn doch taufen; er habe keine Ruhe mehr in seinem Herzen. Allmählich teilte er uns von den Visionen mit, die beide, er und seine junge Schwester, gehabt haben. Wir behielten ihn für einige Wochen hier und ließen ihn unterrichten. Dann ging er, noch ungetauft nach Hause zurück, um die frohe Kunde zu bringen, daß der wahre Mann Gottes endlich gefunden sei. — Alle waren nun voll Erwartung, was geschehen werde.“ —

Kurz und gut, Emmaus gehörte dortmals — es war um 1906 herum — zur Mission von Lourdes. Der Rektor war P. Apollinaris, dessen Sache es war, die näheren Schritte betreffs Missionierung am Großen Ibi einzuleiten. Er begab sich dorthin, untersuchte die Angelegenheit und fand einen höchst günstigen Boden für die Eröffnung einer neuen Filiale. Auch stellte er einen residierenden Katecheten an, um die Leute auf die Taufe vorzubereiten.

An Schwierigkeiten aber fehlte es fürwahr nicht. Es erhob sich ein entsetzlicher Lärm seitens des Chief Mlenzane und seiner Leute, und ein noch größerer seitens der Wesleyaner, die sich dort schon seit vielen Jahren niedergelassen hatten und keine — wie sie es nannten — fremden Eindringlinge dulden wollten. Da die Maduna auch mehr oder weniger zur Chiefesfamilie gehörten, so konnte man sie nicht gänzlich ignorieren, um so mehr, da sie einen ziemlichen Einfluß auf die umwohnenden Eingeborenen ausübte. — P. Apollinaris besuchte sie des öfteren. Wendelin, seine zwei Brüder und deren Kinder nebst verschiedenen Verwandten und ihnen Geneigten wurden in der Folge getauft. Am Kraale des Joseph Maduna wurde eine provisorische bessere Hütte zwecks Abhaltung des Gottesdienstes erbaut, eine größere Glocke wurde ebenfalls hinbefördert und dann katholischer Gottesdienst mit hl. Messe gefeiert. Später wurde dann Joseph Maduna als Katechet angestellt.

Zur Zeit, als ich St. Anton, wie die Filiale dortmals hieß, zur Missionierung erhielt, galt sie als eine unserer besten von Lourdes. Noch selten fiel es mir so schwer, eine Mission verlassen zu müssen, als dies der Fall war mit St. Anton. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie ich dort an einem Nachmittage 17 Kinder von 4 bis 10 Jahren taufte, und welche Freude und welcher Jubel dort hernach unter allen Anwesenden herrschte. Acht Jahre später, im August 1922 kam ich von Keilands her mit einigen unserer dortigen Lehrerinnen gelegentlich der Konsekration unseres Bischofs Adalbero Fleischer nach Mariannhill. Auch mehrere dieser von mir in St. Anton getauften Kinder hatten den weiten Weg dorthin gemacht und befanden sich zu gleicher Zeit dort. Sie waren nun schon ziemlich herangewachsen und ich kannte sie nicht mehr. Sie aber kannten mich noch. Sie folgten mir für längere Zeit Schritt auf Schritt und wiederholten fortwährend zum größten Gaudium unserer Fosa-Lehrerinnen: „Du bist es, der uns das Wasser auf den Kopf geschüttet hat; du hast uns getauft; du bist unser Baba.“

Zu jener Zeit versuchte ich auch, ein passendes Steinkirchlein von 70 Fuß Länge nach St. Anton zu bekommen. Ich bettelte in unserem Berggmeinnicht um Beiträge von Bausteinen, und siehe da, von Amerika erhielt ich dafür einige hundert Dollars, und das Kirchlein, das auch als Schule diente, wurde errichtet. — Ich könnte noch manchen schönen Zug von diesem schlichten Volke mit echt kindlichem Gemüte erzählen.

Was ist heute aus St. Anton, dieser Gründung von P. Apollinaris, geworden? — Der alte Platz, wo wir Gottesdienst hatten, besteht allerdings nicht mehr als solcher. Etwa zwei englische Meilen davon entfernt jedoch, hart an der Hauptstraße von Unzimkulu nach Harding und Pondoland, befindet sich ein hübscher neuer Konvent von fünf eingeborenen Töchtern des hl. Franziskus; ebenso eine Schule und eine für die hiesigen Verhältnisse ganz imposante Kirche, die Platz haben mag für 500 bis 600 Gläubige; und diese Kirche ist an den Sonntagen gedrängt voll. Diese Filiale von Lourdes heißt jetzt Mahobe und ist dem hl. Herzen Jesu geweiht. Sie ist noch nicht selbständig, sondern verschiedener Gründe wegen steht sie noch seelsorglich unter der Leitung von Lourdes. Jede zweite Woche am Freitag begibt sich ein Missionar aus Lourdes dorthin, um bis zum darauffolgenden Dienstag zu bleiben.

(Fortsetzung folgt).

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre

Von P. Jakob Ermekeil CMM.

Im deutschen Museum zu München stand einmal ein junger Mann. Er bewunderte all die Siegeszeichen deutschen Geistes und deutscher Arbeit. Er schien von allem etwas zu wissen, wenigstens wußte er seine Begleitung zu beschäftigen. Alles schien so gut — bis drei junge Priester in denselben Raum kamen. Da meinte spöttisch der Weltkluge: „Nun, was tun denn die hier, deren Schwindel hat doch hier, wo der Menschen Geist siegt und herrscht, gar keinen Raum mehr. Wir haben doch jetzt alles ergründet“ — ohne Gott. Es ist dieselbe Geisteshaltung, wie sie ein bekannter russischer Freidenker in seiner Weisheit an den Tag legte. „Wenn die Sterne in geheimnisvoll regelmäßigem Lauf dem ängstlichen Reisenden den Weg durch Wüste und Meer zeigen, so glauben sich die unwissenden Menschen in der Gegenwart höherer, überirdischer Mächte. Der moderne Mensch aber findet den Ort der Sterne im Almanach der Seeleute im voraus berechnet, er steht diesen Erscheinungen also ganz anders gegenüber“. Es ist wie ein ängstliches Haltmachen vor der letzten Frage: „Woher“, vor dem Ewigen, der am großen Schöpfungsmorgen durch sein Allmachtswort den Keim zu allem legte. Ohne den nichts Leben und Dasein hätte. Wie St. Augustin in seinen Confessiones (X, 6) sagt. Er frug die Winde und die Sterne, alles was er sah und hören konnte nach Gott — ob sie vielleicht Gott selbst seien — und alles antwortete ihm: „Wir sind nicht Gott, denn er hat uns erst gemacht.“ „Ich fragte die gesamte Welt über meinen Gott und sie antwortete mir: „Nicht ich bin es, sondern er hat mich gemacht“. Die Welt ist eine Abspiegelung Gottes in unendlich vielen Graden und Formen. Dem betrachtenden und aufgeschlossenen Menschen ist die ganze Schöpfung eine Wegweiserin zu Gott, ein Heimruf zur ewigen Allmacht und absoluten Schönheit Gottes.

Sonntags mittags ist oft mein Spaziergang in die nahen Wälder, ein liebes Buch unter dem Arm, um da im kühlen Schatten zu lesen. Aber meistens lasse ich das Buch auf einem Steine liegen, so daß ich nachher meine Mühe und Not habe es wieder zu finden. Dann schlendere ich gemächlich im Walde herum — ob ich nichts Interessantes finden kann. Einmal saß ich auf so einem alten Steine — und hielt Umschau. Nicht weit von mir hatte zwischen zwei Waldriesen eine riesige Spinne ihre Wohnung und Falle aufgeschlagen. Das war ja nichts besonderes. Aber was mir auffiel war, daß die Spinne wie wild in ihrem eigenen Haus herumließ, von einem Ende zum anderen. Das mußte ich doch sehen, vielleicht daß die Spinne gar einen Freudentanz aufführte. Daß ich auf einem kleinen Aste nahe beim Spinnennetz einen Hottentott-Gott sah, interessierte mich noch nicht. Die Spinne war wirklich ein großes, fettes Exemplar und der Hottentott-Gott oder Gottesanbeter ein kleines Tierchen. Aber als ich näher beobachtete, sah ich, daß der Gottesanbeter der Angreifer war. Langsam bewegte er seinen Kopf von rechts nach links und die arme Spinne war ganz in seinem Bann — und rannte wie toll hin und her. Ich wartete um den Ausgang zu sehen. Es mag so fünf Minuten gedauert haben, als die Spinne ganz erschöpft aus ihrem Neze fiel. Der Hottentotten-Gott kroch, immer noch mit seinem Kopf hin- und herfahrend, an seine Beute heran, um seinen Leckerbissen zu genießen.

Ein andermal faß ich still im Wald. Ich hatte verschiedene Blumen gesammelt, die ich sorgfältig untersuchte. Da wird es über mir ganz in der Nähe lebendig. Ich schaute mich um und sah eine lange Baumschlange (2 Meter) in den Ästen eines Baumes. Die Schlange hatte ein Vogelneft mit kleinen Jungen entdeckt und war gerade daran, den letzten Ast zum kleinen Vogelbau zu erklettern. Aber da kamen die zwei Älten und machten einen Heidenlärm, daß man sich wundern möchte, wie solche kleine Vögel so schreien und lärmen könnten. Sie tanzten über dem Kopf des frechen Störenfrieds — und immer ließen sie sich im raschen Flug auf den Schlangenkopf nieder und pickten mit dem kleinen Schnabel. Der Schlange wurde die Sache auch ungemütlich. Aber ehe sie sich umsah, pickte schon wieder ein Vögelschen mit seinem langen Schnabel auf ihren Kopf ein. Sie stellte sich züngelnd und dräuend aufwärts. Da kamen die Verteidiger des kleinen Vogelbaues von hinten und pickten der Schlange gegen die Augen. Was ich nie vermutet hätte — die 2 Meter lange Baumschlange ließ sich doch auf den unteren Ast nieder und suchte das Weite. Voll Freude, das Heim und die Kleinen gerettet zu haben, flogen die Vögel zum Nest und teilten sich wieder im elterlichen Geschäft, kleine Würmer und Spinnen für die kleinen, hungrigen Krügen herbeizuschaffen.

Nicht so glücklich war ein anderes Vogelpaar. Ich ging an einem heißen Nachmittage, mit einem Stecken bewaffnet, am Waldrand vorbei, um einige meiner Schutzbefohlenen zu besuchen. Da höre ich wieder ein Zwitschern und Vogelgeschreien. Ehe ich mich richtig umsah, ist schon ein Vogel fast auf meiner Nase und fliegt wieder den Weg voraus. Und schon kommt ein anderer Vogel auf mich zu — fliegt wieder auf eine bestimmte Stelle. So geht es zu, als ob die kleinen Vögel sagen wollten „komm und hilf“. Ich war nun auch neugierig und folgte den kleinen gefiederten Marmrufern. Aber als ich nahe an die Stelle kam, wo die Vögel immer schreieno hingeflogen waren, bekomme ich doch einen kleinen Schrecken. Eine lange Baumschlange stellt sich aufrecht im Grase und züngelt und droht. Es ist kein Spaß mit einer ausgewachsenen Baumschlange Händel anzufangen. Sie sind sehr giftig und ein Biß würde wohl einen raschen Tod zur Folge haben. Aber die Kleinen schreien so herzerbärmlich. Ich hatte gutes Schuhwerk und auch eine zähe Hose — also machte ich Gebrauch von meinem Spazierstock. Ich bin sicher, daß ich dem lumpigen Schlangenvieh das Fell gut gegerbt habe, aber es gelang mir nicht, sie tot zu schlagen. Sie verkroch sich im Dickicht und Dornestrüpp. Dann schaute ich den Platz an und fand ein Junges — leider tot. Sicher waren die beiden Älten auf Lebensmittel aus, um den Hunger des Kleinen zu stillen, als die Schlange gefühllos die Brut aus dem Neste stahl. Vielleicht kamen die beiden Älten gerade, aber es war zu spät — um den Hausfrieden im Vogelneft war es geschehen. Vielleicht suchten sie dem Räuber die Beute zu entreißen — ohne zu ahnen, daß das Gift schon lange die Jungen getötet hatte. Aber rührend war es, wie sie zu mir flogen, um von da vielleicht Hilfe zu bekommen.

Man sollte einen kleinen Photoapparat haben, um all die Wunder in der Natur festhalten zu können. So fand ich kürzlich eine Eidechse im Spinnennetz eingewoben, daß sie sich nicht mehr wehren konnte. Eine kleine Spinne war daran, das Blut aus der Eidechse zu saugen. Zwischen zwei Bäumen fand ich ein Spinnennetz. Im Zentrum desselben hing ein kleines Blatt. Als ich aber mit meinem Stock das Blatt weg tun wollte,



Unsere Liebe Frau von Mainz

Gnadenbild in der Seminarirche (1400)

Photo: Seminar Mainz

war das Blatt eine große Spinne, deren Rücken täuschend einem Blatt ähnelte.

Wenn ich so am Sonntagabend von meinem Spaziergang heimkomme und meine „Eroberungen“ sammle, denke ich immer an das Wort Humberto: „Das Ende und Resultat aller Naturkenntnis ist, daß wir in den Lobgesang der Engel mit einstimmend ausrufen: ‚Gloria in excelsis Deo!‘ Ehre sei dem ewigen Schöpfer in der Höhe!“

Der Weg ins Licht

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof

Karl Kraushaar war ein Sonderling, ein Mensch also, der sich absondert und abkapselt von der großen lebendigen Volksgemeinschaft und seine eigenen Wege geht. Es war nicht immer so gewesen bei Karl Kraushaar. Einst war auch er aufgeschlossen für das große lebendige Leben, bis ihn Krieg, Vermögensverlust und die bitteren Wehen der Nachkriegszeit um Brot, Beruf und Stellung brachten. Mit dem letzten Rest seines Vermögens erwarb er sich einen kleinen, verwahrlosten Bauernhof in einem abgelegenen Waldwinkel, den er mit seiner Frau Hanna bewirtschaftete und mit harter Mühe in die Höhe brachte, so zwar, daß die Nachbarn, die den ungelerten Landmann früher ausgelacht hatten, sich jetzt schon Rat bei ihm erholten.

So hatte er sich im Laufe weniger Jahre zu einem mustergültigen Landwirt emporgearbeitet, von dem die Einheimischen, altgefessenen Hofbauern nur lernen konnten. Aber der Sonderling war er geblieben, der mit seinem Schicksal haderte, während sich Frau Hanna mit echt fraulichem Einfühlungsvermögen sehr bald in die ungewohnten Verhältnisse des einfachen Landlebens mit seinen vielerlei Pflichten gefügt hatte. Sie, das einst so verwöhnte Großstadtkind, hatte sich in diesen einfachen und natürlichen Pflichtenkreis einer ländlichen Hausfrau so eingelebt, daß sie ihr früheres Leben als unnatürlich empfand und es nicht mehr zurückwünschen mochte.

Ihr Gatte aber verbohrt sich in einen immer tieferen Grimm gegen Gott und Welt. Wenn er davon auch nicht sprach, Frau Hanna fühlte es zu deutlich. Wenn sie, aufgeschlossen für Gott und Welt, für alles Gute und Schöne, mit federnden Schritten über den Hof ging und eine fröhliche Weise trällerte, dann stülpte er verdrossen die alte Offiziersmütze auf den eckigen Soldatenschädel und stelzte mit steilen Schritten dem nahen Walde zu und seinen einsamen Wegen.

Frau Hanna aber dachte in solchen Augenblicken in ihrem ahnungsreichen Frauengemüte immer nur das Eine: Karl, dich überlasse ich Gott. Auch dich wird er noch finden, wie er noch jeden gefunden hat, sei es so oder so. Der Geist weht wo er will. Und wo die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Ist nicht aus dem grimmigen Saulus ein lammfrommer Paulus geworden?

Karsamstag ist's. Frau Hanna werkt in der Küche. Das österliche Hochfest erheischt noch eine Fülle von Handgriffen für das festliche Mahl: An roten Eiern, an Kräpfen und Strauben, an mancherlei sonstigem Backwerk, wie es das bäuerliche Brauchtum erfordert, darf es nicht fehlen. Da heißt es mit der Küchenmagd noch schaffen bis in die Nacht hinein.

Das übrige Gesinde strebt dem nahen Pfarrdorf zu zur Auferstehungsfeier. Karl Kraushaar geht seine einsamen Wege im Wald. Auf einer Waldblöße läßt er sich auf einem Birkenbänklein nieder. Auf nahen und fernen Wegen sieht er festliches Geböll in Scharen zum Kirchdorf strudeln zur Auferstehungsfeier. Hoch im Wipfel einer Fichte singt eine Amsel ihr unsäglich seliges Lied in den milden Schein der Frühlingssonne, die die Welt verzaubert.

Eine Glocke schwingt auf und wallt mit ihrem Hall zum einsamen Träumer auf dem Birkenbänklein: Auferstehung!

Noch eine schwingt und schwillt. Auf einmal sind es viele Glocken, nahe und ferne, die ihren Jubel hallend auf die Höhe tragen. Ein Schwall von feierfrommen Glockenstimmen schwingt und schwimmt um den Einsamen, ein wunderbarer Choral übertönt von dem selig schluchzenden Amsellied in besonnten Wipfel der Fichte. Und wenn es Karl Kraushaar auch nicht wahr haben möchte, es ist dennoch so: sein Herz schwingt und schweigt mit in der herrlichen Harmonie der nahen und fernen Glockenstimmen im Wogen und Werben, im Schwingen und Schweben des brausenden Chorals. Sein Herz zuckt und schluchzt im Uberschwang des bräutlich werbenden, selbstvergessenem Amselliedes.

Und auf einmal stammelt das Herz des Einsamen ein scheues und doch so frohes Bekenntnis:

„Gott ist die Liebe.“

Seine Seele, nach langer Grabesnacht zu neuem Leben erwacht, findet mit diesem Zauberwort den Weg ins Licht: Ja, Gott ist die Liebe! Und weil das so ist, und nicht anders sein kann, dann ist der Glaube an diese Liebe auch nichts anderes als eben wieder Liebe. Religion — die lebensvolle allzeit lebendige Rückbindung an die ewige Liebe und Leben aus dieser ewigen Liebe. Liebe Gott über alles und den nächsten wie dich selbst. Der Eine, der dies gelehrt hat, hat das auch gelebt. Er ist für diese Liebe den bittersten Tod gestorben. Aber in dieser Liebe ist er auch auferstanden am dritten Tage, sieghaft und glorreich. Der Geist wehet, wo er will. — Wie Schuppen fällt es Karl Kraushaar von den Augen. Sein Seelenblick ist hell geworden für das Wesentliche und Ewige, und seine Seele heil.

Glaube, Hoffnung und Liebe.

Tausend Worte des ewigen Lebens, die er als Schulbübklein einmal auswendig gelernt hat und längst vergessen wähnte, brechen wie Brunnen in seiner Seele auf und weisen ihre inwendige Lebenskraft:

Und hättet ihr die Liebe nicht . . .

Das größte aber ist die Liebe . . .

Gott ist die Liebe . . .

In der Liebe ist keine Furcht . . .

Nur die Eigenliebe, die den Nächsten verachtet oder übervorteilt, verkrampft sich in sich selbst. Nur die Selbstsucht sondert sich aus der lebendigen Liebesgemeinschaft des Gottesvolkes. Nur aus dieser Absonderung wird man ein Sonderling, ein Sünder.

Liebe ist Leid, und auch Mitleid.

Wo ich nicht leiden kann, kann ich auch nicht lieben.

Christus hat geliebt und gelitten.

Er ist auferstanden. So will auch ich auferstehen.

Umwogt vom Schwall der Glockenstimmen, umjauchzt vom Schmetterten Schluchzen des glaubenstiefen Amselliedes findet Karl Kraushaar den Weg zurück in die Gemeinschaft des Gottesvolkes.

Frau Hanna nimmt es mit heimlicher Wonne wahr, wie er sich in der Stube verstoßen umzieht und im Sonntagsstaat den Kirchgängern nach-eilt, die frohselig zur Auferstehungsfeier in die Dorfkirche pilgern.

Die Bauern recken die Hälse, wie Karl Kraushaar in der Kirche dem langberwaisten Erbstuhl zuschreitet. Der Pfarrherr ist über den neuen

Kirchengast so froherschrocken, daß er einen Augenblick in seiner Jubelpredigt innehalten muß und den Text nicht gleich wiederfindet. Dann aber weiß er ein gutes und passendes Wort von der großen, heiligen Liebes- und Lebensgemeinschaft des Gottesvolkes: wie denn im Himmel mehr Freude ist über den letzten Sünder, der den Weg zum Vaterherzen findet, wie über neunundneunzig Gerechte. Der Geist weht, wo er will und alle Wege führen heim zum Vater, wenn man sie nur guten Willens und guten Mutes gehen mag.

Dann braust die Orgel hochfestlich auf, Posaunen schmettern, Weihrauch wogt, Lichter flammen. Ein einziger Jubel erfüllt die festlichen Hallen des Gotteshauses:

Christus ist erstanden,
Befreit von Todesbanden,
Allelujah, allelujah, allelujah!

Daheim in der Stube empfängt Frau Hanna ihren Gatten mit freudigen fragenden Augen. Aber statt einer Antwort macht sich dieser gleich über das ländliche Mahl her, das ihm Hanna sinnig auf den Esstisch gestellt hat: rote Eier, Krapfen und Osterschinken.

Wortlos sitzt Hanna bei ihm und sieht ihm fragend zu. Dann aber reicht er ihr beide Hände über den Tisch hin und sagt fest und freudig: „Morgen ist Ostern. Da gehen wir zusammen den Weg ins Licht.“

Die Barmherzige des Dorfes

Nach einer Begebenheit erzählt von Hermann Weber

Man nannte sie die alte Rosel, doch haftete dieser Bezeichnung nichts Geringschätzendes, sondern nur Gutmütiges an. Ihren Familiennamen hatte man fast vergessen; nur die älteren Leute im Dorfe erinnerten sich noch daran, daß sie mit dem längst verstorbenen Tagelöhner Hoffmann verheiratet gewesen war und einem Sohne das Leben geschenkt hatte.

Nach dem Tode ihres Mannes war das Leben der nunmehr siebzugährigen Frau ein recht arbeitsreiches und schweres gewesen; — noch schwerer aber war es ihr geworden, als damals ihr Sohn Johannes, von Abenteuerlust getrieben, nach Amerika ausgewandert war. Ihr Kummer war groß gewesen; aber schließlich hatte sie sich in das Unabänderliche fügen müssen.

Aber ihr Sohn hatte sie nicht vergessen, und seit Jahren sandte er ihr regelmäßig und reichliche Unterstützung. Er hatte ihr auch schon oft geschrieben, daß sie die Reise übers Meer wagen und zu ihm kommen solle. Aber gegen diese Möglichkeit hatte sie sich beständig gesträubt, denn sie konnte ihr Heimatdorf nicht verlassen.

Auch hätte die Tätigkeit, die sie aus gutem Herzen auf sich genommen, das

nicht zugelassen; denn sie war eine verständige und überaus gutmütige Frau, und wenn im Dorfe selbst oder in der Umgebung jemand von schwerem Leid getroffen worden war, so betrachtete sie es als ihre erste Aufgabe, nach Kräften zu raten und zu helfen.

Man hätte sie „die Barmherzige des Dorfes“ nennen können; denn ihre Trostreden kamen aus ihrer tiefsten Seele, und ihr stärkstes und wichtigstes Beruhigungswort: „Unser Herrgott wird's schon recht machen!“ hatte schon manchen Notleidenden über die schwersten Stunden hinweggeholfen.

Der grauhaarige Gemeindevorsteher war ihr bester Freund; mit ihm beriet sie, wenn irgendwo eine helfende Hand gebraucht wurde, und die Dankesworte, die der alte Herr ihr schon gesagt, hatten ihr — wenn sie auch jeden Dank bescheiden und als überflüssig ablehnte — doch schon große Freude bereitet.

Dann aber sollte eine Zeit kommen, wo die alte Frau selbst des Trostes so dringend bedurfte.

Von ihrem Sohne nämlich, der ihr bisher fleißig und regelmäßig geschrieben, war in letzter Zeit gar keine Nachricht

mehr gekommen. Sie hatte gewartet und gewartet, und ihre Herzensnot war immer größer geworden.

Dann hatte sie mit Hilfe des Gemeindevorstehers einen um Aufklärung bittenden Brief an die Behörde des Aufenthaltsortes ihres Sohnes gerichtet; aber lange Zeit hatte keine Antwort eintreffen wollen.

Schließlich aber war von drüben eine Mitteilung gekommen; doch war sie so trostlos und niedererschlagend, daß die alte Frau ihrem Kummer fast erlegen war.

Die Behörde jener Ortschaft hatte ihr nämlich geschrieben, daß ihr Sohn in einem nahegelegenen Bergwerke beschäftigt gewesen wäre. In diesem Bergwerk aber habe sich vor einigen Monaten leider eine verderbliche Explosion ereignet, und eine Anzahl der Bergleute sei — bis zur Unkenntlichkeit entstellt — an die Oberfläche geschafft worden. Wenn nun von ihrem Sohne seit längerer Zeit keine Briefe mehr angekommen wären, so müsse wohl bedauerlicherweise angenommen werden, daß er sich unter diesen unkenntlichen Toten befunden hätte. — Weiteres könne man ihr augenblicklich nicht sagen. Die Nachforschungen seien jedoch noch nicht abgeschlossen. Eine bestimmte Nachricht würde man ihr vielleicht später noch zugehen lassen können. —

Nun folgten schwere Wochen für die alte Rosel, — Wochen voll Sorge und beständiger banger Erwartung; doch weder eine gute, noch eine schlechte Nachricht wollte bei ihr eintreffen.

Noch ließ sie zwar die Hoffnung nicht gänzlich sinken; aber langsam kam doch eine qualvolle Verzagtheit über sie.

Man sprach ihr freundlich zu und gab sich die größte Mühe, ihr diese Verzagtheit überwinden zu helfen; doch alle Trostreden der Leute brachten die sorgenvolle Frau nicht über ihren Kummer hinweg. Sie befürchtete das Schlimmste, obgleich in ihrem Herzen immer noch ein Hoffnungsfünkchen lebte.

Als dann aber noch ein voller Monat ohne Nachricht von ihrem Sohne dahingegangen war, — da wurde sie still, und ihre kleine Gestalt sank förmlich in sich zusammen.

Für sie galt es nur noch, ihren Sohn zu betrauern; denn wenn ihr Johannes noch lebte, hatte er sie, seine Mutter, niemals so lange ohne Nachricht gelassen.

Nun kam ein tiefes Verlassensein über die alte Rosel, das sie zwar ängstlich vor den Leuten verbarg; ihr Haar jedoch wurde weiß dabei und ihre früher so lebensfroh blickenden Augen erschienen oft von vergossenen Tränen verschleiert.

Aber auch diese Prüfungszeit ging vorüber und der Alten gutes Herz wandte sich, im Wohltun Vergessenheit suchend, ihren Mitmenschen wieder zu.

Es gab ja immer etwas zu trösten im Dorf, und wo eine hilfreiche Hand begehrt wurde oder Tränen getrocknet werden mußten, da war die alte Rosel zu finden. Man wußte ja, was sie schon gelitten hatte und noch täglich litt, und darum fühlte sich auch jeder, der vom Leid getroffen, zu ihr hingezogen.

Der Gemeindevorsteher, der eifrig dafür sorgte, daß sie keine Not zu leiden brauchte, blieb nach wie vor ihr bester Freund; er wußte aber auch, daß er ihr seine geheimsten Sorgen anvertrauen konnte.

„Frau Hoffmann —“, jagte er eines Tages — „ich habe wieder ein großes Anliegen. Der Bauer Hegemann, dessen Anwesen kürzlich niedergebrannt ist, hat nichts versichert gehabt. Das ist von dem Manne gewiß eine sträfliche Nachlässigkeit, die sich auch durch seine große Armut kaum entschuldigen läßt. Aber die Familie befindet sich in harter Not, und da dachte ich, ob Sie für die armen Leute wohl ein wenig sammeln gehen möchten?“

„Aber gewiß, Herr Vorsteher!“ antwortete ihm eifrig die Alte. „Man kennt mich doch überall. Ich werde schon Brauchbares zusammenholen!“

Schon am folgenden Morgen machte sie sich auf den Weg, und was sie an Geld, Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln erhielt, war mehr, als sie selbst erwartet hatte.

Als sie dann am Abend mit dem schweren Packen ihrer Heimstätte zustrebte, traf sie auf dem Wege einen bedürftig aussehenden Wanderburschen, der fast die Größe und Gestalt ihres betrauten Sohnes besaß.

Sie fragte den Mann nach seinen Verhältnissen, und als sie hörte, daß er guter Gesinnung und anständiger Leute Kind sei, da gab sie ihm ihren Packen zu tragen, nahm ihn mit in ihre Wohnung, und bereitete ihm ein Abendessen. Dann schenkte sie ihm einige Groschen und schickte ihn zu einem Meister im Dorf, der einen Gefellen gebrauchte.

Wohl war sie zufrieden, als sie ihr gutes Werk vollbracht hatte; — aber der Anblick des jungen Mannes hatte alle Erinnerungen an ihr betrautes Kind in ihr wieder wachgerufen.

Ohne Ruhe zu finden, irrte sie in ihrer Wohnung umher, betastete die alten Kleider, die ihr Sohn damals zurückgelassen, und fand keinen Ausweg aus ihrer Not.

Am anderen Morgen aber schien hell die Sonne ins Zimmer und es klopfte schon in aller Frühe an ihrer Thür. Sie öffnete und der alte Vorsteher trat hastig ein.

Die verwunderte Frau erschrak beinahe; denn ein solch früher Besuch bedeutete jedenfalls etwas Ungewöhnliches.

Auch der alte Herr sah merkwürdig erregt aus. Er hielt einen Brief in der Hand; seine Wangen waren geröthet, und in seinen Augen lag ein solch freudiger Ausdruck, wie die alte Rosel ihn noch nie gesehen hatte.

Der Vorsteher bat die Frau, sich niederzusetzen. Dann schritt er einige Male im Zimmer auf und ab, als ob er das, was er jetzt sagen wollte, erst reiflich überlegen müßte. Dann faltete er den Brief auseinander.

„Wie Sie wissen, Frau Hoffmann —“, begann er langsam, „geschehen in unserer Zeit ganz merkwürdige Dinge. Ich habe ja auch schon so allerlei mitgemacht; — was aber in diesem Briefe steht, ist doch das Merkwürdigste und auch Freudigste, das ich in meinen vierundsechzig Jahren erlebt habe!“

„Wenn Sie so sonderbar reden, Herr Vorsteher“, antwortete ihm die Alte, selbst bewegt und in unruhiger Erwartung, „dann muß es ja etwas ganz Besonderes sein, was in dem Briefe steht. Betrifft es denn einen von uns beiden?“

Der Vorsteher nickte und fuhr fort:

„Da steht nun in dem Schreiben, daß sich mit einem jungen Manne aus unserem Dorfe — aus der Nachbarschaft, wollte ich sagen — etwas fast Unglaubliches ereignet hat. Dieser junge Mann hat bei einem Anfall eine gefährliche Kopfverletzung erlitten. Die Wunde ist so schwer gewesen, daß fast keine Rettung des Unglücklichen bestand. Aber er ist doch geheilt worden. Dann aber hat es sich herausgestellt, daß das Gehirn des Armen unter der Verletzung gelitten hatte und der Mann sich früherer Vorgänge gar nicht mehr entsinnen, nicht einmal mehr seinen Namen schreiben konnte. Sein Körper war genesen, aber sein Verstand war krank geworden. — Zum Glück hat sich dieser betrübende Zustand, wenn auch erst nach langen Monaten, gebessert. So ganz allmählich ist der Mann wieder in den Besitz seiner geistigen Kräfte gelangt. — Als er dann aber, geistig und körperlich genesen, sich seiner alten Mutter erinnert, da hat ihn Angst und Sorge erfaßt; denn er mußte ja glauben, daß seine Mutter ihn längst als einen Toten betrauert!“

Der Mann mußte eine Pause machen, denn die alte Rosel hatte seinen Arm ergriffen und starrte mit weit offenen Augen auf den Mund des Sprechers.

„Herr Vorsteher“, stammelte sie flehend. „Am Gottestwillen, sprechen Sie schnell — ist es mein Johannes, von dem Sie reden?“

Beruhigend ergriff der alte Mann ihre Hände; auch seine Stimme zitterte, als er nun antwortete:

„Seien Sie stark, Frau Hoffmann — ja, es ist Ihr Sohn, von dem ich rede! Er ist wieder hergestellt und bereits auf dem Wege hierher, um nie wieder fortzugehen. Er hat mir diesen Brief geschickt, damit ich Sie vorbereiten konnte. Also er lebt und ist wieder gesund. Der Allmächtige hat seine Hand wunderbar über ihn gehalten!“

„Ist's wahr, Herr Vorsteher. — Ist's wirklich wahr?“ weinte und jubelte die Frau zu gleicher Zeit.

Der alte Mann nickte und reichte ihr den Brief hin. Dann deutete er auf die Sonnenstrahlen, die das Zimmer mit goldigem Licht erfüllten.

„Unser Herrgott“, sagte er noch, „schickt uns Leid und Ungemach, damit wir uns selbst erkennen lernen. Er läßt aber auch die Sonne wieder scheinen, auf daß wir nicht verzagen oder gar zweifeln an seiner Güte!“

Dann drückte er der wortlosen Frau die Hand und schritt still hinaus.

Im Zimmer drinnen aber sank die glückliche Mutter auf die Knie nieder.

„O Vater im Himmel!“ stammelte sie überfellig, „ich wußte ja, daß du alles einrichtest, wie es für uns am besten ist! Aber dieses Mal hast du mir wirklich aus großer Not geholfen! — Ich danke dir, — o ich danke dir aus ganzem Herzen!“

Dann löste sich langsam der Druck, der auf ihrer Seele gelegen hatte, und sie weinte lange Zeit still vor sich hin. Aber die Tropfen, die aus ihren Augen drangen, waren Freudentränen, die all den Kummer der vergangenen Monate mit sich hinwegführten.

Ihr Wahlspruch: „Unser Herrgott wird's schon recht machen!“ hatte sich also auch an ihr erfüllt.

Ihr Sohn wollte sie nicht mehr verlassen, und an seiner Seite — das fühlte sie in ihrem Herzen — würde ihr ein Lebensabend voll Glück und Frieden beschert sein.